

Deutsche Kolonisten im Königreich Ungarn (18. und frühes 19. Jahrhundert)

Genealogie als Ressource für eine historisch-anthropologische Annäherung

Abstract: A historical-anthropological approach to the everyday lives of “ordinary men” and “ordinary women” among people who emigrated to Hungary in the eighteenth and early nineteenth centuries faces the problem that files on emigration usually end with the very act of emigration. Moreover, in this context files shaped by quantitative numerical series are predominant, and these records hardly go beyond stereotypical statements. Files associated with non-contentious jurisdiction, on the other hand, may serve to form a bridge between the area of emigration and the area of settlement. They arose when emigrants requested their inheritance or assets in their old homeland. A plethora of ego-documents can be found in the estate files created in this way. However, they usually shed light only on short periods of the protagonists’ lives. Genealogical files provide a further resource towards a historical-anthropological approach to actors. The files as well as genealogical data, analysed in a complementary manner, wrest the *homo migrans* – migrating man – from anonymity and give the individual a face as a “hero of everyday life” (Michel de Certeau). In this way, essential stages of life can be traced. This contribution presents case studies embedded in the socio-economic and historical-demographic context.

Keywords: historical anthropology, genealogy, migration, Hungary

Am 10. Juli 1795 schrieben die beiden Schwestern Magdalena Vogelstaller und Waldburga Scheer, geborene Bauer, aus dem Dorf Wakan (ung. Vokány),¹ einen Brief an ihre Eltern und Geschwister in Stetten am kalten Markt² auf der Schwäbischen Alb. Dieser reichsherrschaftliche Ort war damals an das Reichskloster Salem verpfändet und gelangte nach mehreren Herrschaftswechseln 1813 an die Grafschaft Langenstein. Der Ort Wakan gehörte zur Grundherrschaft Bóly des Grafen- und Fürstengeschlechts Batthyány im Komitat Baranya, Königreich Ungarn. In diesem Ort waren deutsche Siedler ab 1753 angesiedelt worden.³

DOI: 10.25365/rhy-2021-9



Accepted for publication after external peer review (double-blind).

Karl-Peter Krauss, Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Mohlstraße 18, 72074 Tübingen, Deutschland, karl-peter.krauss@t-online.de

- 1 Bei der Nennung der Ortsnamen werden die gebräuchlichen deutschen Ortsnamen in den Ländern der Stephanskrone verwendet. In Klammern werden bei der ersten Nennung der amtliche ungarische Ortsname vor dem Ersten Weltkrieg sowie der heutige amtliche Ortsname genannt.
- 2 Landkreis Sigmaringen, Baden-Württemberg.
- 3 Pfarramt Újpetre, Kirchenbuch von Ráczpetre (Ráczpetre, heute Újpetre).

Abbildung 1: Brief der Schwestern Magdalena und Waldburga Bauer an ihre Eltern, Geschwister und Verwandten in Stetten am kalten Markt, 10.7.1795

Ganz geliebteste Vater Anna Maria Bauer, Mutter,
Josephine, und gute Freunde!

Ich habne den nicht geringen Angewinnung erwisst, und wir
zuony schonstam in dem untern ein; das davon wird ab
mit Ludovicum, wenn wir länger abwechseln, und noch die
gehörtlich zuversuchen können, wenn ab sein kann
ich so sehr angestehen, und wir mich auch nicht
lassen gesehehn, wenn ab sich nicht erlauben
un, das betraut können er zuerfahren, das Gabriel Weinger,
das Vater ist auch, aber das in der Sache, wenn ich
wir nach dem Todungesinn abzusprechen, wenn sich
auch in der Wirklichkeit bescheidet, zumindest für alle nicht
geschiedenheit; und ich nicht mich aufmerken, dass wir
glücklich selbste Zuführungstunde Manieren genig, und die
haben in der nächsten Leben solltet, wenn Gott will, und ich

Quelle: Gräflich Douglas'sches Archiv Langenstein (GDAL), Nr. 1377, o. fol.

Gegen Ende ihres Briefes teilten die beiden Schwestern mit: „Gott sei gedankt wir 2 Schwestern haben insoweyd gutes Auskommen, sind versehen mit Weingärten, Arbeit genug, und unser Brod solange wir leben.“ Die Aussage lässt den Schluss zu, dass es den beiden Frauen gut ging. Allerdings beklagten sie sich darüber, dass sie schon vor zwanzig Jahren geschrieben, aber nie eine Antwort bekommen hätten. Sie fragten sich, ob das Postgeld für eine Antwort zu viel sei und erkundigten sich: „Wo sind unsere Eltern, Geschwister und Blutsfreunde? Leben sie noch?“ Sie mutmaßten, ob bei ihrer Verwandtschaft das Sprichwort gelte „aus den Augen aus dem Sinn“⁴

Weitere Hinweise ergeben sich aus anderen Dokumenten der Verlassenschaftsakt. Dennoch bleiben viele Fragen über das Leben der Schreiberinnen offen. Damit stellt sich die Frage, wie eine weitere Annäherung an die familiäre Konstellation der beiden Frauen erreicht werden kann. Besteht die Möglichkeit einer tiefergehenden Entschlüsselung der Lebenswelt

⁴ Gräflich Douglas'sches Archiv Langenstein (GDAL), Nr. 1377, o. fol., Brief der Schwestern Magdalena und Waldburga Bauer an Eltern, Geschwister und Verwandte über den Pfarrer von Stetten am kalten Markt, 10.7.1795.

der beiden Schwestern, aber auch weiterer Akteurinnen und Akteure, durch genealogische Daten?⁵

Fragestellung, methodische Anmerkungen und Quellen

Nur selten tritt der ausgewanderte Mensch hinter anonymen Auswandererregistern, Listen von Abzugsgeldern, bloßer Namensnennung in Kirchen- und Steuerbüchern als Akteur hervor. Selbst Manumissionsbriefe⁶ und Pässe enthalten in aller Regel nur den Namen des Familienoberhauptes, aber kein Geburtsdatum. Der Name der Ehefrau bleibt oft ungenannt, bei den Kindern begnügte man sich mit der Nennung ihrer Anzahl. Dies lässt eine historisch-anthropologische Annäherung an die Akteurinnen und Akteure kaum zu. Hinzu kommt, dass Akten zur Auswanderung in aller Regel mit dieser enden und der dünne Informationsstrom gänzlich abreißt.

Auch die in vielen Ansiedlungsgebieten deutscher Auswanderer im Königreich Ungarn zu beobachtende initiale Sterbekrise unmittelbar nach der Ansiedlung lässt sich oft genug nur quantitativ in demographischen Zahlenreihen erfassen. Menschliche Tragödien, die sich tausendfach abspielten und eine Dramaturgie des Todes zeichneten, bleiben in der Anonymität: Dazu gehören Eltern, die ihre Kinder verloren, Kinder, die ihre Eltern hinwegsterben sahen, und Ehepartner, die Krankheiten zum Opfer fielen; mitunter starben ganze Familien aus.⁷ Aber auch die Lebenswelt jener Männer und Frauen, denen ein Erfolg durch die Migration vergönnt war, lässt sich anhand von Auswanderungsakten nur in seltenen Fällen entschlüsseln. Gerade deshalb sei hier der Versuch unternommen, diese Akteurinnen und Akteure der Anonymität zu entreißen.

Dies erfolgt im Wissen, dass eine Annäherung an die Lebenswelten der deutschen Migrantinnen und Migranten innerhalb der regional diversifizierten Lebensbedingungen im Königreich Ungarn nicht einfach fällt. Lebenswelt definiert Rudolf Vierhaus als „wahrgenommene Wirklichkeit [...], in der soziale Gruppen und Individuen sich verhalten und durch ihr Denken und Handeln wiederum Wirklichkeit produzieren.“⁸ Er sieht in der kulturhistorischen Forschung das Ziel, dass „durch die Rekonstruktion der Lebenswirklichkeit konkreter Menschen in der Vergangenheit ihr Verhalten versteh- und erklärbar“ gedeutet wird.⁹ Dabei ist ihm bewusst, dass diese Lebenswelt nicht „statisch“ verharret, sondern einem „Wandel durch äußere Einwirkungen und innere Entwicklungen“ unterworfen ist. So geht es bei der Rekonstruktion historischer Lebenswelten darum, die „vergangene soziale Wirk-

5 Hier sei auf die Ausführungen weiter unten verwiesen.

6 Entlassung aus der Leibeigenschaft.

7 Karl-Peter Krauss, Die Kinder der Kolonisten. Ansiedlung und demographische Krise im Königreich Ungarn, in: Mathias Beer (Hg.), Migration nach Ost- und Südosteuropa im 18. und 19. Jahrhundert, München 2014, 167–217.

8 Rudolf Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, in: Hartmut Lehmann (Hg.), Wege zu einer neuen Kulturgeschichtsschreibung. Mit Beiträgen von Rudolf Vierhaus und Roger Chartier, Göttingen 1995, 7–28, 13. Der Beitrag ist auch abgedruckt in: Rudolf Vierhaus, Vergangenheit als Geschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2003, 98–111. Allgemein zur Lebenswelt der Unterschichten in der Frühen Neuzeit: Robert von Friedeburg, Lebenswelt und Kultur der unterständischen Schichten in der Frühen Neuzeit, München 2002.

9 Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten, 13.

lichkeit [...] in der Sprache der Gegenwart zu interpretieren“ und nicht nur eine Analyse vorzunehmen, die „individuelle und gruppenspezifische Wahrnehmungen, Sinndeutungen und Verhaltensweisen – gerade auch der unteren Schichten der Bevölkerung – nur generalisierend und subsidiär berücksichtigt.“¹⁰

Außerdem gilt es immer auch die Relevanz subjektiver Perspektive zu beachten. Hier zeigen sich die Grenzen einer objektiven Betrachtung, da die Lebenslage eines Menschen die jeweilige subjektive Sicht darlegt und eine „individuelle Wirklichkeitskonstruktion“ darstellt.¹¹

Die vielen offenen Fragen zu den Lebenswelten in Bezug auf eine historisch-anthropologische Annäherung¹² sind eine Folge der schwer zugänglichen oder gar fehlenden Quellen. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen liegen keine Tagebücher oder Autobiographien vor, die eine tiefere Auseinandersetzung mit den Lebenswelten der Auswanderer zulassen.¹³ Eine Annäherung aus der Perspektive der Migrantinnen und Migranten scheitert häufig an den eher selten überlieferten Selbstzeugnissen und Ego-Dokumenten.¹⁴ Selbst Briefe von Ausgewanderten stellen subjektive und nur ausschnittshafte Wahrnehmungshorizonte und Momentaufnahmen aus ihrer Lebenswelt dar.

Als der französische Jesuit, Soziologe und Philosoph Michel de Certeau (1925–1986) sein bedeutendes Werk *Kunst des Handelns* schrieb, legte er in der Widmung diese Worte nieder: „Dieser Essay ist dem gemeinen Mann gewidmet. Dem Helden des Alltags. Einer weit verbreiteten Person. Den vielen, die unterwegs sind.“ Weiter unten griff er diesen Gedankenstrang wieder auf: „Dieser anonyme Held ist schon lange unterwegs. Er ist das Gemurmel der Gesellschaften.“¹⁵ Ja, Migrantinnen und Migranten waren und sind „lange unterwegs“. Und ihre Wegstrecke endet nicht mit der Ankunft im Zielgebiet, sie verläuft mitunter generationenübergreifend. Sie sind auch das „Gemurmel“ von gesellschaftlichen, sozioökonomischen und kulturellen Prozessen und Brüchen. Schon deshalb lohnt es sich, diese Auswanderer in das Licht historischer Rationalitäten zu zerren, ihnen ein Gesicht zu geben. So werden

10 Ebd., 13–14.

11 Björn Kraus, *Lebenswelt und Lebensweltorientierung. Eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch-konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft*. Formal überarbeitete Version der Originalveröffentlichung in: *Kontext. Zeitschrift für Systemische Therapie und Familientherapie* 37/2 (2006), 116–129, https://www.pedocs.de/frontdoor.php?source_opus=12387 (30.12.2020), 1–15, 6–7, 12–13.

12 Zur Diskussion um die Einordnung der Historischen Anthropologie siehe: Hans Medick, *Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie*, in: *Historische Anthropologie* 9 (2001), 78–92. Grundlegend: Richard van Dülmen, *Historische Anthropologie. Entwicklung, Probleme, Aufgaben*. 3. Aufl., Köln/Wien 2001.

13 *Der Kolonist und spätere Notar von Neu-Siwatz* (ung. Újszivác, serb. Sivac), Johann Eimann, verfasste zwei Werke: Johann Eimann, *Der deutsche Kolonist oder die deutsche Ansiedlung im Bácsér Komitat*. Neudruck nach der ersten Auflage vom Jahre 1820, Crvenka 1928; Ders., *Reisebuch aus Deutschland nach Ungarn, Neusiwatz 1798*. Kopien des sich im Familienbesitze befindlichen Originals. Hg. v. Friedrich Kuhn, Stutensee 1986.

14 Zum Forschungsstand: Kaspar Greyerz/Hans Medick/Patrice Veit, *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, Köln u.a. 2001; Jan Peters, *Mit Pflug und Gänsekiel. Selbstzeugnisse schreibender Bauern. Eine Anthologie*, Köln/Weimar 2003; Andreas Rutz, *Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion. Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen*. In: *Zeitenblicke* 1/2 (2002), <http://www.zeitenblicke.de/2002/02/rutz/index.html> (30.12.2020); Eckart Henning, *Selbstzeugnisse: Quellenwert und Quellenkritik*, Berlin 2012.

15 Michel de Certeau, *Kunst des Handelns*. Aus dem Französischen übersetzt von Ronald Voullié, Berlin 1988, 9.

hier der „gemeine Mann“ und die „gemeine Frau“, ihre Lebenswelten und ihre ‚Innenwelt‘ beleuchtet.

Eine tiefere Annäherung an den *homo migrans* können Akten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit ermöglichen.¹⁶ Sie bilden mitunter eine Brücke vom Auswanderungs- zum Zielraum. Es handelt sich um Verlassenschaftsakten, die je nach Herrschaftsgebiet unterschiedliche Bezeichnungen tragen: Notariatsakten, Verlassenschaftsakten, Pflegschaftsakten, Ausfauteiakten und andere. Diese Akten entstanden in den Herkunftsgebieten der Auswanderer, wenn Erbschaften oder Vermögen von Ausgewanderten zurückgeblieben oder angefallen waren und daher vormundschaftlich verwaltet wurden. Wurde das Erbe von den Ausgewanderten dann angefordert, landeten die Briefe der Bittstellenden nicht selten als Nachweis für die Forderung in den Verlassenschaftsakten. Die Briefe und andere Ego-Dokumente vermitteln Einblicke in die Lebensumstände der Verfasser bzw. Verfasserinnen und ihrer Familien. Gleichwohl bleiben manche Fragen offen, denn die eigentliche Intention solcher Briefe war ja nicht die Information über die Lebensumstände, sondern die Erlangung des hinterlegten Geldes. Briefe widerspiegeln oft nur kurze Zeitfenster, denn sie waren nur solange von behördlicher Relevanz, bis das Vermögen ausgezahlt wurde. Informationen zum Alltag und zur familiären Situation wurden seitens der schreibenden Person oft nur angedeutet, weil beim Adressaten Wissen vorausgesetzt worden war.

Hinzu kommt, dass Kirchenregister – eine besonders wichtige genealogische Quelle – gerade in den Anfangsjahren der Ansiedlungsorte oft unvollständig und eingeschränkt exakt geführt worden sind. Gleichwohl ist es möglich, durch die komplementäre Heranziehung und Analyse von genealogischen Daten als Ressource die familiären Konstellationen der Akteurinnen und Akteure bis zu einem gewissen Grad auszuleuchten. So ergeben sich weitere Impulse für eine, wenn auch fragmentierte Annäherung an die Lebensumstände. Die genealogischen Daten werden Kirchenbüchern, im optimalen Fall vorhandenen Familienbüchern entnommen. Das Ziel ist die Familienrekonstitution jener Familien, die schon anhand von Akten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit ein Stück weit aus dem Dunkel der Anonymität getreten sind.

Damit stehen die Kriterien für die Auswahl der herangezogenen Fallbeispiele von Akteurinnen und Akteuren fest: Die Rekonstruktion beruht einerseits auf Akten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit, mitunter auch von Strafgerichtsakten. Andererseits müssen Kirchen- oder Familienbücher zur Ermittlung genealogischer Daten vorliegen. Auf dieser empirischen Basis der komplementär herangezogenen, unterschiedlichen Akten beruht die historisch-anthropologische Annäherung. Gerade dann, wenn die Akten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit nur den Blick in ein kurzes Zeitfenster gestatten, erweisen sich die genealogischen Akten als unverzichtbare Brücke für einen weiteren und ergänzenden Zugang. Die unterschiedlichen Dokumentengattungen können zudem eine Neujustierung der Deutungshoheit bewirken; die Akteurinnen und Akteure werden, wie oben angeführt, zu „Helden des Alltags“, die aus der Anonymität geführt werden.

Die herangezogenen Fallbeispiele erheben nicht den Anspruch auf Repräsentativität. Gerade mitunter spektakuläre oder dramatische Schicksale verursachten umfangreichere Akten, die eine Untersuchung erst lohnenswert machen können. Es kommt hinzu, dass trotz

16 Diese Akten bilden den Schwerpunkt einer umfangreichen Quellenedition: Karl-Peter Krauss, Quellen zu den Lebenswelten deutscher Migranten im Königreich Ungarn im 18. und frühen 19. Jahrhundert, Stuttgart 2015.

vorliegender hunderter Verlassenschaftsakten aus zahlreichen Archiven unterschiedlicher Länder nur wenige solcher Fallbeispiele gefunden werden können, in denen beide Akteure vorliegen. Zudem wird ein Gegenentwurf zum Narrativ des zwar schwierigen, aber letztlich doch immer erfolgreichen Ansiedlungsprozesses gezeichnet. Denn tatsächlich platze für viele Ausgewanderte der Traum vom Paradies. Es sind Imaginitätskonstruktionen, die wohl alle Migrationsprozesse begleiten.¹⁷ Die Projektion der Hoffnung auf ein Land, in dem Milch und Honig fließen, findet sich häufig in zeitgenössischer Literatur über die Auswanderung.¹⁸

Vor einer Auseinandersetzung mit einzelnen Akteurinnen und Akteure der Ansiedlungszeit bedarf es der Darlegung der politischen, sozioökonomischen und demographischen Rahmenbedingungen des Migrationsgeschehens.

Migration und historisch-sozioökonomischer Kontext

Zwischen dem ausgehenden 17. und dem frühen 19. Jahrhundert wanderten mindestens etwa 150.000 Deutsche vornehmlich aus den süd- und westdeutschen Territorialstaaten und kleineren Reichsterritorien sowie aus dem Elsass und Lothringen in das Königreich Ungarn aus.¹⁹ Hauptagens der Migration waren in den Herkunftsgebieten die starke Bevölkerungszunahme, verbunden mit einem zunehmenden Landmangel in den sozialen Unterschichten, die boomende Agrarkonjunktur ab dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts sowie der gleichzeitige Rückgang der Preise für handwerkliche Produkte.²⁰ Das brachte Landarme wegen der steigenden Getreide- und Landpreise in eine prekäre Situation. Katalysatoren der Migrationsprozesse waren Hungersnöte, Missernten und Kriege. Auf der anderen Seite war das 18. Jahrhundert hinsichtlich der Kolonisationstätigkeit von Expansion und wachsender wirtschaftlicher und kultureller Prosperität geprägt. Geradezu fieberhaft strebten kameralistische Ideen zur Verwirklichung.²¹

Die großen europäischen Imperien konkurrierten dabei um Siedler. Das Ziel war die Schaffung einer aktiven Handels- und positiven Bevölkerungsbilanz. Nach der Einnahme der Schlüsselfestung Ofen (ung. Buda) im September 1686 durch die kaiserliche Armee

17 Jan Assmann, *Exodus: Die Revolution der Alten Welt*, 3. Aufl., München 2015.

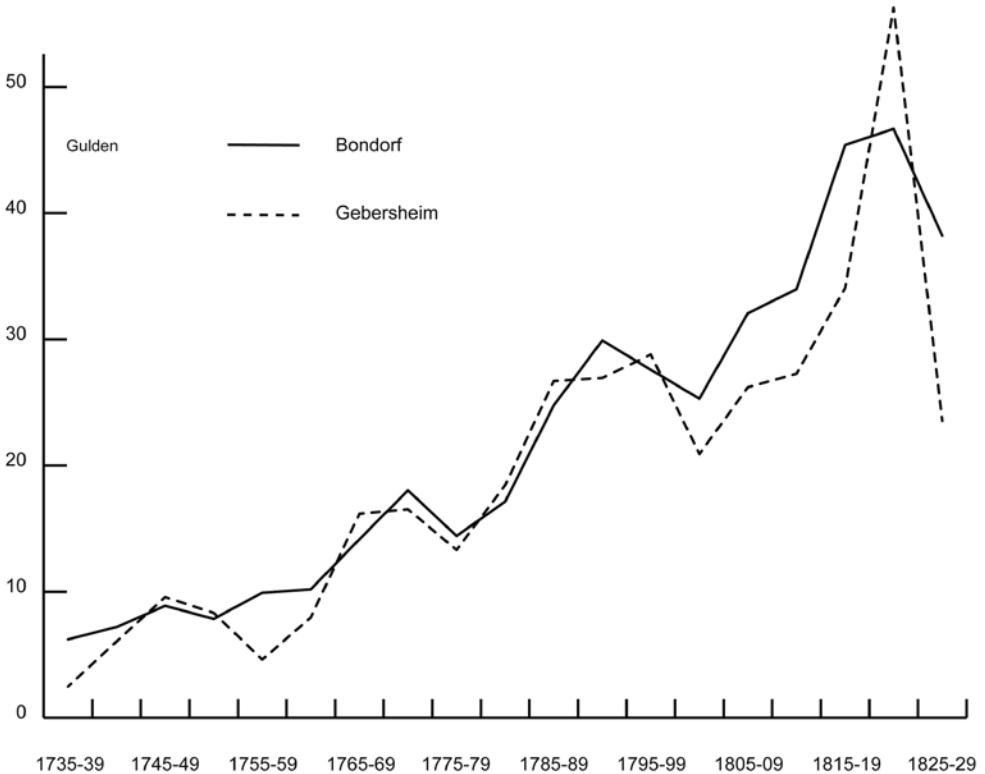
18 J[ohann] K[onrad] L[avater], *Der nunmehr in der neuen Welt vergnügt und ohne Heimwehe lebende Schweizer. Oder kurtze und eigentliche Beschreibung deß gegenwärtigen Zustands der königlichen englischen Provinz Carolina*. Aus den neulich angekommenen Briefen der allorten sich befindenden Schweizerer zusammen getragen, Bern 1734; Gottfried Duden, *Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missouri* (in den Jahren 1824, 25, 26 und 1827), in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung [...], Elberfeld 1929, 79; Peter J. Brenner, *Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts*, Tübingen 1991, 106. Eine reiche Sammlung an Auswandererliedern, ihre Interpretation und Analyse bietet: Annette Hailer Schmidt, „Hier können wir ja nicht mehr leben“. *Deutsche Auswandererlieder des 18. und 19. Jahrhunderts – Hintergründe, Motive, Funktionen*, Marburg 2004.

19 Zur Diskussion über die Zahl der Auswanderer in das Königreich Ungarn: Gerhard Seewann, *Geschichte der Deutschen in Ungarn*, Bd. 1: *Vom Frühmittelalter bis 1860*, Marburg 2012, 213–215.

20 Immer noch lesenswert: Wilhelm Abel, *Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter*, Hamburg/Berlin 1966, 155–158.

21 Márta Fata, *Migration im kameralistischen Staat Josephs II. Theorie und Praxis der Ansiedlungspolitik in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien und der Bukowina 1768–1790*, Münster 2014.

Abbildung 2: Wertangaben für einen Viertel Morgen Ackerland in Gulden (nach Jahrfünfteln)

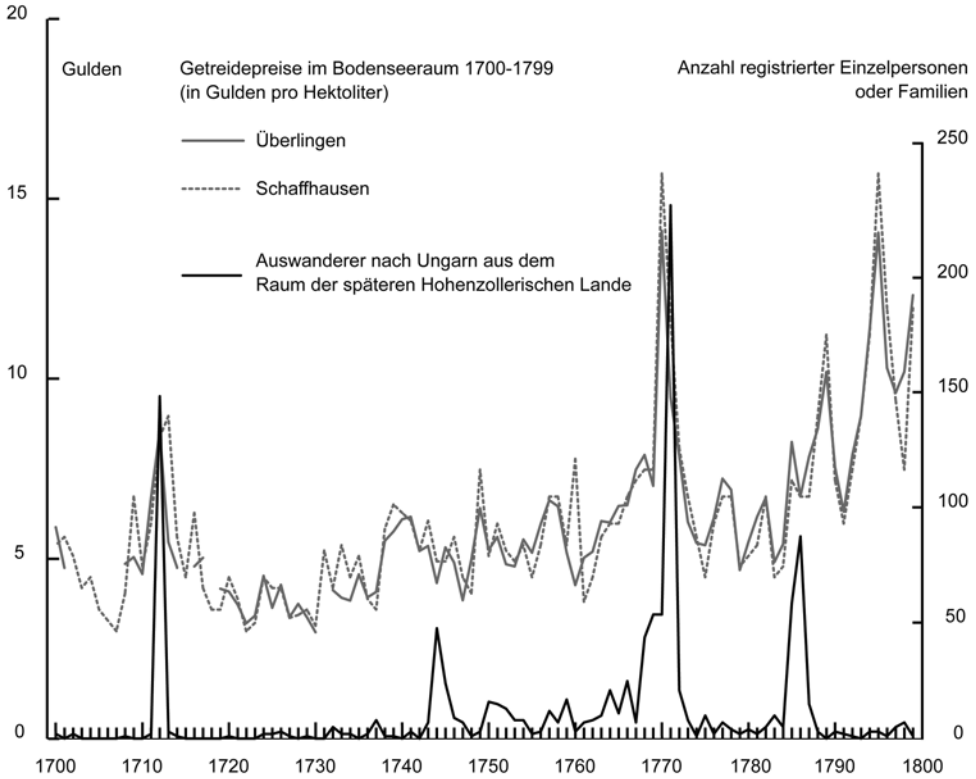


Quelle: Andreas Maisch, Notdürftiger Unterhalt und gehörige Schranken. Lebensbedingungen und Lebensstile in württembergischen Dörfern der frühen Neuzeit, Stuttgart/Jena/New York 1992, 44; eigene Darstellung.

und im weiteren Zuge der Rückeroberung Ungarns im Großen Türkenkrieg (1683–1699) hatten die Habsburger einen riesigen „Passivraum“ in Besitz genommen. Hauptstationen der habsburgischen Expansion waren die Friedensschlüsse von Karlowitz (ung. Karlóca, serb. Sremski Karlovci) 1699 und Passarowitz (ung. Passaróc, serb. Požarevac) 1718 nach dem Venezianisch-Österreichischen Türkenkrieg (1714/1716–1718). Diese für ungefähr 150 Jahre osmanischen und nun von den Habsburgern neu erworbenen sogenannten Neoacquistica-Gebiete waren dünn besiedelt, wenngleich nicht menschenleer. Enorme Verwüstungen erlitt das Land freilich noch einmal im antihabsburgischen Kuruzzenkrieg (1704–1711) unter Franz II. Rákóczi (1676–1735).

Erst nach dem Sathmarer Frieden 1711 und dem vorläufigen Ende der kriegerischen Handlungen im Königreich Ungarn war an einen dauerhaften Wiederaufbau zu denken. Doch außerhalb Ungarns heizten große Kriege wie die Österreichischen Erbfolgekriege (1740–1748), der Siebenjährige Krieg (1756–1763), aber auch der zwischen 1737 und 1739 tobende Krieg zwischen Habsburg und dem Osmanischen Reich die beginnende Agrarkonjunktur weiter an. Unter diesen politischen und sozioökonomischen Rahmenbedingungen

Abbildung 3: Getreidepreise im Bodenseeraum und Auswanderung aus Hohenzollern



Quelle: Frank Göttmann, *Getreidemarkt am Bodensee: Raum, Wirtschaft, Politik, Gesellschaft (1650–1810)*, St. Katharinen 1991; Werner Hacker, *Auswanderung aus dem Raum der späteren Hohenzollerischen Lande nach Südosteuropa im 17. und 18. Jahrhundert*, Sigmaringen 1969; eigene Darstellung.

erwies sich der Anbau von Getreide auch an der Peripherie des Habsburgerreiches als zunehmend lukrativ.

So zeigt sich eine enge Korrelation zwischen dem Kriegsgeschehen und der Anwerbung von deutschen Siedlern: In den Komitaten von Veszprém und Fejér wurden unter Maria Theresia in 14 Kriegsjahren 1.200 Kolonistenfamilien in neuen Dörfern angesiedelt, hingegen in 15 Friedensjahren nur 350 Familien.²² Und welche Gewinne ein bevorstehender Krieg für eine ungarische Grundherrschaft versprach, das vermittelt die Korrespondenz der Grund-

22 Konrad Schünemann, *Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia*, Bd. 1, Berlin 1935, 222–223. Eine ähnliche Dynamik ist in der Herrschaft Bóly festzustellen: Karl-Peter Krauss, *Deutsche Auswanderer in Ungarn. Ansiedlung in der Herrschaft Bóly im 18. Jahrhundert*, Stuttgart 2003, 91–107. Diese Aussage trifft allerdings nur auf die Ansiedlungstätigkeit der privaten Grundherren zu. Für die kostenintensive kamerale Ansiedlung waren Kriege keineswegs förderlich. So wurden in der Batschka in der Zeit des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) keine Kolonistenorte angelegt.

herrin der Herrschaft Bóly im Komitat Baranya, Gräfin Eleonora von Batthyány-Strattmann (1677–1741). Kurz vor Ausbruch des Türkenkrieges von 1737 bis 1739 schrieb sie im Oktober 1736 an ihren Inspektor Johannes Szabó: „Weilen noch immer mehr und mehr kaysersliche Troupen hinab marchiren, so ist es wohl zu vermuthen, daß die Frucht ein beßern Breiß bekommen wirdt.“²³

Tatsächlich verdreifachte sich der Preis für einen Preßburger Metzen Weizen in der Herrschaft Bóly von 1736 auf 1 Gulden 50 Denar im Jahr 1744.²⁴ Zugleich verringerte sich der Preisunterschied zum Wiener Markt. Nach dem Tod der Gräfin ließ ihr Sohn, Karl Joseph Fürst von Batthyány (1697–1772), deutsche Siedler insbesondere während der Schlesischen Kriege und dem Siebenjährigen Krieg ansiedeln.²⁵

Auch in anderen Grundherrschaften ging es um eine fast identische Motivation und um Gewinnoptimierung. So schrieb Franziska Gräfin Hadik von Futok²⁶ (ung. Futak, serb. Futog) während des Bayerischen Erbfolgekriegs an den Präfekten ihrer Herrschaft in der Batschka, Franz Xaver Weber: „Es ereignet sich die Gelegenheit, daß das Hornvieh wegen dermaligen Kriegs Umständen über den gewöhnlichen Preis zu stehen kommen werde, massen das Paar allhier innerhalb 24 Stunden um 10 Thaller gestiegen.“²⁷

Die habsburgischen Herrscher siedelten auf ihren Kammergütern, den sogenannten Kameralgebieten, Deutsche und andere Kolonisten an. Das war insbesondere im Banat und in der Batschka der Fall. Andererseits waren es ungarische Magnaten und katholische Bischöfe, die Deutsche für ihre riesigen Güter anwarben. In den Zielgebieten lockte die Aussicht, an der Agrarkonjunktur zu partizipieren. Denn die Möglichkeit, Land zu erhalten, bewog viele zur Auswanderung. Charakteristisch für seinen sozialen Aufstieg vom landarmen, weitgehend mittellosen Schneider zum Bauern ist die Aussage des Auswanderers Johann Michael Baldauf am Ende seines Briefes an seine zurückgebliebene Braut im Jahre 1785: „Johann Michael Baldauf, kein Schneider mer von Herschwag²⁸, sondern ein Baur von Kerbei²⁹“ (ung. Máriahalom).³⁰ Baldauf war offensichtlich stolz auf seine neue Existenz als landbesitzender „Bauer“.

Briefliche Aussagen wie der von Stefan Kaufmann aus Tschervenka (ung. Cservenka, serb. Crvenka) in der Batschka verbreiteten sich in den Herkunftsgebieten wie ein Lauffeuer: „Und hier in Ungarland, da hab ich das Jahr mehr Fett vom Maul gewischt als ich in Hasel in

23 Magyar Nemzeti Levéltár-Országos Levéltár [Ungarisches Nationalarchiv-Landesarchiv] (OL), Batthyány család levéltára, P 1314, Missiles, Nr. 57443, o. fol., Brief von Eleonora Gräfin Batthyány-Strattmann an ihren Inspektor, 3.10.1736.

24 Magyar Nemzeti Levéltár-Baranya Megyei Levéltár (BaML), XIII.11, Batthyány-Montenuovo család bólyi, sellyei és enyingi uradalmának iratai [Dokumente der Familie Batthyány-Montenuovo der Herrschaften von Bóly, Sellye und Enying] (BMCs), 35. doboz.

25 Krauss, Deutsche Auswanderer, 91–107.

26 Die Lebensdaten der Gräfin liegen nicht vor.

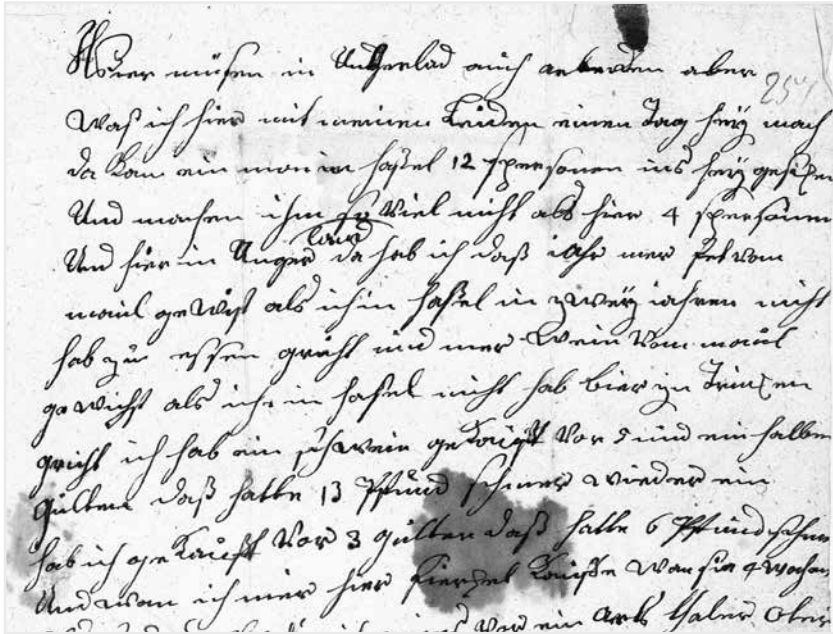
27 Arhiv Vojvodine [Archiv der Wojwodina], Novi Sad (AV), F 2, Bačko Bodroška Županija [Komitat Bács-Bodrog] (BBŽ) I, kutija [Schachtel] 110, fol. 503, Brief von Franziska Gräfin Hadik von Futak an Franz Xaver Weber, 7.3.1778.

28 Hörschwag, heute Stadt Burladingen, Landkreis Zollernalbkreis, Baden-Württemberg.

29 Komitat Komárom-Esztergom.

30 Staatsarchiv Sigmaringen, Ho 1 T 7 Nr. 838, o. fol., Brief von Johann Michael Baldauf aus Kirwa an seine zurückgebliebene Braut in Hörschwag, 18.12.1785.

Abbildung 4: Brief von Stefan Kaufmann aus Tschervenka nach Weißenhasel, Hessen, undatiert (1785)



Quelle: Hessisches Staatsarchiv Marburg, 4c Rotenburg Nr. 1470, 257r.

2 Jahren nicht hab zu essen kriegt und mehr Wein vom Maul gewischt als ich in Hasel nicht hab Bier zu trinken kriegt.³¹

Historisch-demographische Rahmenbedingungen: Die initiale demographische Krise

Aus der Retrospektive betrachtet, verzeichneten die deutschen Ansiedlungsgebiete in Ungarn eine dynamische Bevölkerungsentwicklung. Die starke Geburtenrate führte wiederum zu Landmangel und zur Entstehung einer kleinbäuerlichen sozialen Schicht und zu Prozessen der Binnenkolonisation sowie ab dem späten 19. Jahrhundert zur Auswanderung nach Übersee. Doch unmittelbar nach der Ansiedlung gab es in vielen Orten eine dramatische Mortalitätskrise.

Einen Einstieg in diese Sterbekrise vermittelt die Familie von Mathias Spang. Er wurde am 2. Dezember 1733 in Longkamp im Hunsrück im Kurfürstentum Trier geboren.³² Er war mit Margaretha Theisen verheiratet und gehörte zu den ersten Siedlern von Hatzfeld (ung.

31 Hessisches Staatsarchiv Marburg, 4c Rotenburg Nr. 1470, 257r, Brief von Stefan Kaufmann an seine Schwester und den Vetter in Weißenhasel, undatiert [1785].

32 Heute Verbandsgemeinde Bernkastel-Kues, Landkreis Bernkastel-Wittlich.

Zsombolya, rum. Jimbolia) im Banat.³³ Seine Registrierung in Wien erfolgte am 25. Mai 1766.³⁴ Vier Kinder entstammten dieser Ehe, davon wurden drei Kinder noch in Hatzfeld geboren, das jüngste Kind Maria Katharina kam am 3. Oktober 1766 bereits in Hatzfeld zur Welt.³⁵ Doch der Neubeginn wurde im Frühjahr 1767 zu einer traumatischen Erfahrung für Mathias Spang: Wenige Monate nach der Ansiedlung, am 31. März 1767, starb seine Frau Margaretha, geb. Theisen. Am 13. Juni des gleichen Jahres folgte ihr sein 16-jähriger Sohn Johann. Das in Hatzfeld geborene Mädchen starb am 30. August 1767 im Alter von knapp elf Monaten und hatte die Mutter um fünf Monate überlebt. Da Spang noch zwei weitere Kinder hatte und die Bauernwirtschaft betreiben musste, heiratete er knapp vier Wochen nach dem Tod seiner ersten Frau erneut. Am 27. April 1767 stand er mit der um 1730 geborenen Barbara Reininger aus Lothringen vor dem Traualtar. Der Ehe entstammten zwei Kinder, eines war etwas über ein Jahr alt, als es starb, das andere Kind lebte nur fünf Tage. Dann verstarb auch seine zweite Frau am 3. Dezember 1770. Zu diesem Zeitpunkt lebte noch die um 1764 geborene Anna Maria aus der ersten Ehe.

Fünf Wochen nach dem Tod seiner zweiten Frau heiratete Mathias Spang am 13. Januar 1771 Anna Katharina Maurer. Mit ihr hatte er bis 1787 acht Kinder, von denen mindestens drei Kinder heirateten und in Grabatz (ung. Garabos, rum. Grabaț) lebten. Da sich die Spur von Mathias Spang verliert, ist anzunehmen, dass auch er nach Grabatz gezogen war.³⁶

Das Familiensystem von Mathias Spang zeigt einige charakteristische Wesensmerkmale der unmittelbaren Ansiedlungszeit: der Verlust von Ehepartnern bzw. -partnerinnen und Kindern sowie eine aus der Not geborene schnelle Wiederverheiratung, denn die neu übernommene Bauernwirtschaft erforderte als wichtigste Arbeitskräfte sowohl eine Bäuerin als auch einen Bauern. Dies führte nicht selten zu komplexen Stieffamilienystemen, in dem Kinder aus mehreren Beziehungskonstellationen in einem Haushalt lebten.³⁷

Der Pfarrer der Gemeinde Jahrmarkt (ung. Temesgyarmat, rum. Giarmata) im Banat, Josef Wohlfahrt (1739–1811), schrieb in das Sterberegister des Kirchenbuches den Satz, dass im Juli 1770 unter den neu eingewanderten Ansiedlern das große Sterben ausgebrochen und der Friedhof voll sei.³⁸ Tatsächlich starben vom 1. Juli 1770 bis zum 30. Juni 1771 in Jahrmarkt von schätzungsweise über 2.000 Einwohnern 711 Personen.

Besonders dramatisch war die Lage in mikroklimatisch ungünstigen Lagen und in überschwemmungsgefährdeten Aue- und Sumpfbereichen. Friedrich Wilhelm von Taube berich-

33 Damals Gemeinden Hatzfeld und Landstreu.

34 Franz Wilhelm/Josef Kallbrunner (Hg.), Quellen zur deutschen Siedlungsgeschichte in Südosteuropa, München [1936], 70.

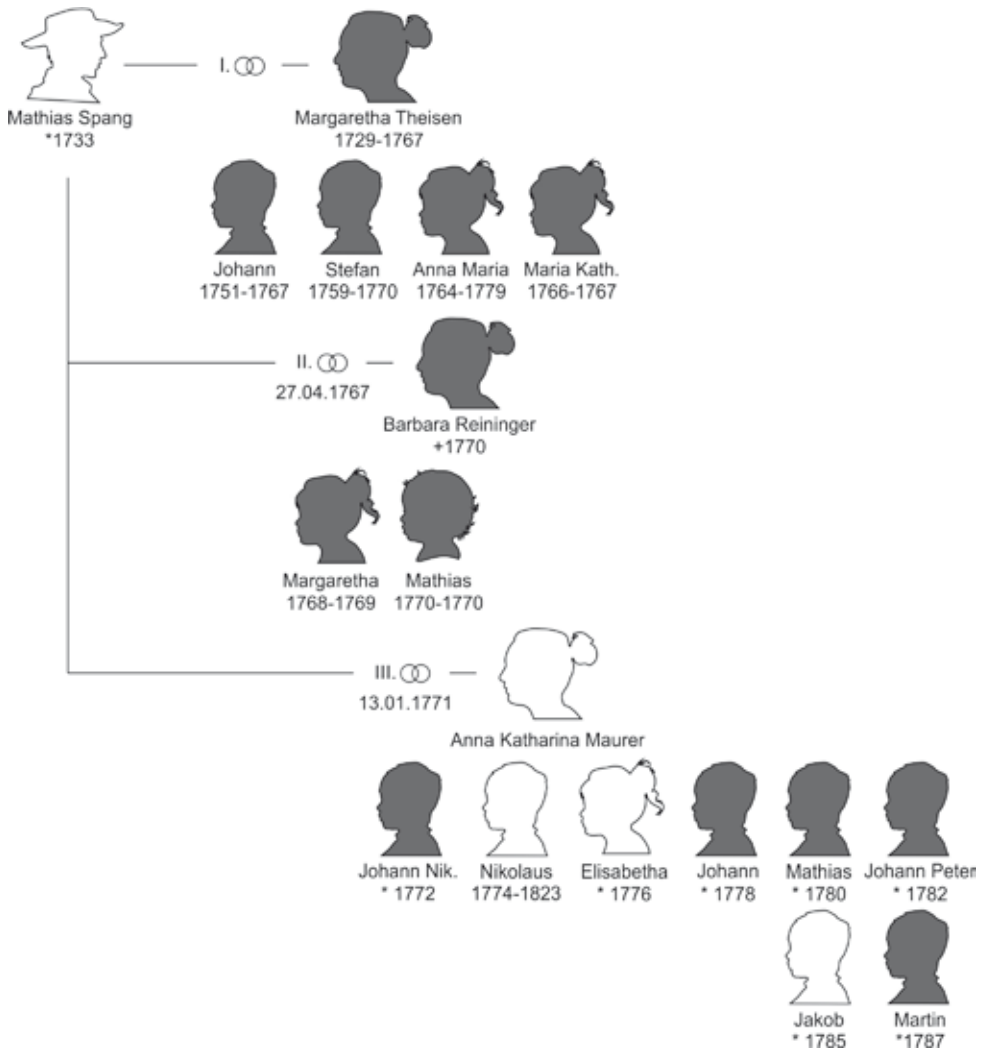
35 Diese und weitere Daten wurden entnommen aus: Helga Hornung/Anton Hornung, Familienbuch der katholischen Pfarrgemeinde Hatzfeld im Banat mit den Filialen Klari, Tschene, Ketscha, Deutsch Zerne und den herrschaftlichen Domänen, 6 Bde., St. Georgen 2015.

36 Allerdings findet sich sein Name dort nicht, siehe: Stefan Stader, Vorläufiges Manuskript für ein Ortssippenbuch der katholischen Pfarrgemeinde Grabatz im Banat, Jockgrim-Kaiserslautern 1985.

37 Mit der Begrifflichkeit „Stieffamilie“ wird eine Vielzahl von Familienformen beschrieben, bei denen zu den „biologischen Elternteilen ein sozialer Elternteil hinzutritt oder ein verstorbener Elternteil durch einen sozialen Elternteil ersetzt wird.“ Walter Bien/Angela Hartl/Markus Teubner (Hg.), Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt, Opladen 2002, 10; Stephanie Coontz, The world historical transformation of marriage, in: Journal of Marriage and Family 66 (2004), 974–979.

38 Institut für Auslandsbeziehungen, Banater Kirchenbücher (Mikrofilme), Mf Kb 47. 1–2, Kirchenbuch von Jahrmarkt, Sterberegister.

Abbildung 5: Das Familiensystem von Mathias Spang. Die schwarz hinterlegten Scherenschnitte symbolisieren, dass die Partnerinnen vor Spang verstarben, die Kinder das Heiratsalter nicht erreichten oder eine Heirat nicht nachgewiesen werden konnte.



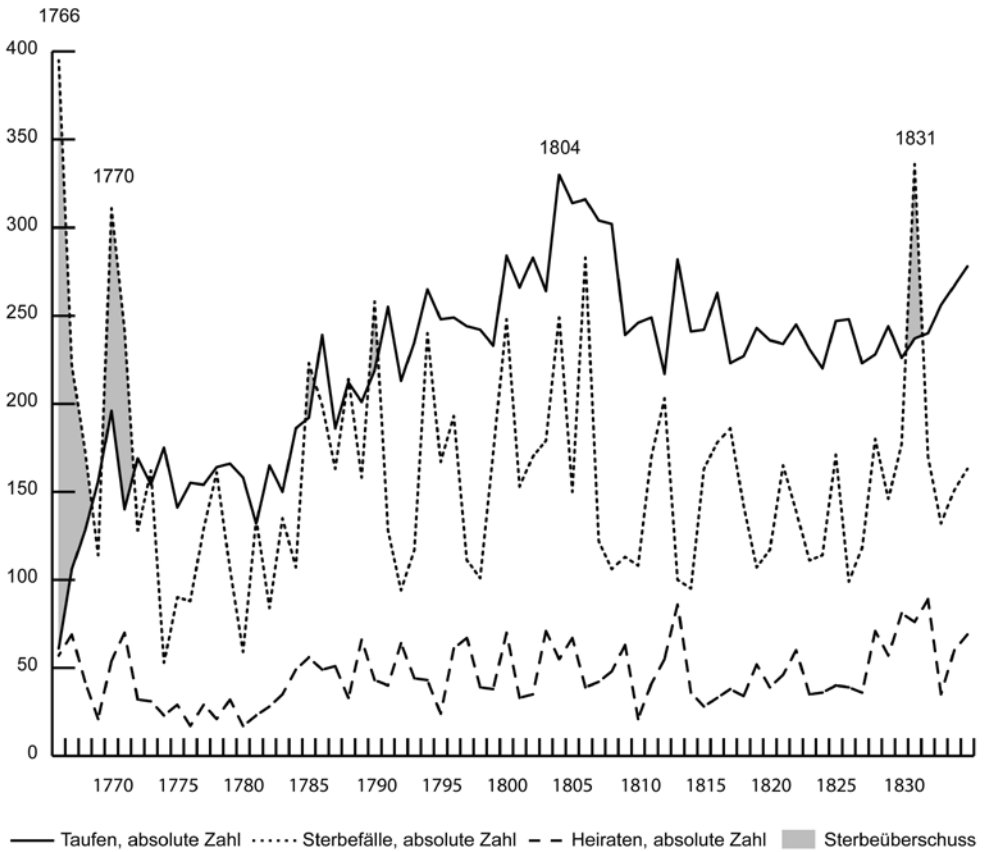
Quelle: Helga Hornung/Anton Hornung, Familienbuch der katholischen Pfarrgemeinde Hatzfeld, St. Georgen 2015; eigene Darstellung.

tete über die großen Tieflandströme, sie „überschwemmen das flache Land weit und breit, und hinterlassen große Moräste“ und würden „durch die Sonnenhitze in Fäulung gerathen und die Luft anstecken. Daher entstehen die böartigen Fieber, welche so viele Menschen, besonders Ausländer, wegraffen, daß Esek³⁹ und Pederwardein⁴⁰ der Kirchhof der Deutschen

39 Esseg (ung. Eszék, kroat. Osijek).

40 Peterwardein (ung. Pétervárad, serb. Petrovaradin).

Abbildung 6: Vitalstatistik von Hatzfeld, 1766–1835



Quelle: Institut für Auslandsbeziehungen, Banater Kirchenbücher (Mikrofilme), Mf Kb 41. 1–3, Kirchenbuch Hatzfeld, Tauf-, Sterbe- und Eheregister; eigene Darstellung.

genannt werden.“ Und er fuhr fort: „Die Mücken sind so zahlreich, daß sie an einem Sommerabend zuweilen die Sonne verfinstern. Sie sind etwas größer, als in Deutschland, und ihr Stich ist schmerzhafter und giftiger.“⁴¹

Ein Offizier aus der Familie Schertel von Burtenbach des kaiserlichen Heeres unter dem Oberkommando von Prinz Eugen von Savoyen schrieb 1716: „Von hier aus ist mir nichts Neues bewusst, als das die Gelsen [Stechmücken] uns schier verfressen.“⁴² Dabei befand er sich noch im Westen des Königreiches Ungarn, im Feldlager „St. Andrae“, vermutlich in St. Andrá am Zicksee, östlich des Neusiedler Sees im heutigen Burgenland. Damit war er noch weit entfernt von den großen Schlachtfeldern im Rahmen des Venezianisch-Österreichischen

41 Friedrich Wilhelm von Taube, Historische und geographische Beschreibung des Königreiches Slavonien und des Herzogthumes Syrmien, Buch 1, Leipzig 1777, 8–9.

42 Staatsarchiv Ludwigsburg, B 137 Bü 177, Brief des kaiserlichen Offiziers NN Schertel von Burtenbach aus dem Lager in Ungarn an seinen Bruder, Oberstwachmeister A. E. Schertel von Burtenbach, 28.5.1716.

Türkenkriegs (1714–1718) etwa bei Peterwardein am 5. August 1716 oder bei der Eroberung von Temeswar (ung. Temesvár, rum. Timișoara) im Oktober 1716.

Für eine gesundheitlich ungünstige Lage steht der Ort Bukin (ung. Dunabökény, serb. Mladenovo) in der Batschka. Hier spielte die Lage an der Donau eine erhebliche Rolle. Da es häufig zu Überschwemmungen kam, wurde das Dorf bis 1812 landeinwärts neu angelegt. Nach der Ansiedlung setzte in Bukin 1752 das große Sterben ein. Es gab in diesem Jahr 197 Sterbefälle und 29 Taufen. Doch kein einziges dieser 29 Kinder erreichte das Erwachsenenalter. Ein Geburtenüberschuss setzte erst im September 1753 zaghaft ein, neun Monate nach dem Abflauen des Sterbens.⁴³

Das Sterben in vielen Kolonistendörfern blieb den offiziellen Stellen nicht verborgen. In einer Verordnung von Maria Theresia vom März 1763 stand: „Ferners sind diese neue Colonisten mit Chirurgus zu versehen, wozumalen bekannt ist, daß die nach Hungarn kommende Fremde stark erkranken, und aus Mangel der Medicamenten grossen Theils dahin sterben.“⁴⁴ Für den tausendfachen Tod gab es mitunter abenteuerliche Begründungen. Der Provinzialmedikus Johann Joachim Groß sah eine Ursache darin, dass die meisten Kolonisten „auf das Fleisch besonders begierig waren [...], den Magen überladeten, und dabei noch den nicht gewohnten starken Wein, im Herbst aber den neuen Most über die Maaß hineintranken“, was zu „hitzigen Fiebern“ führen würde.⁴⁵

In überlieferten Krankenlisten dominierten vor allem akute Infekte mit Fieber und Magendarmkrankheiten: „Tussis“ (Husten), „febris“ (Fieber), „pleuritis“ (Brustfellentzündung), „veriolae“ (Kinderpocken), „vomitus“ (Erbrechen), „disenteria“ (Durchfall, blutiger Durchfall).⁴⁶ Tatsächlich waren es fiebrige Infektionskrankheiten und Magen-Darmkrankheiten, Ruhr, Typhus, Malaria, Tuberkulose und Pest, an denen die Menschen starben. Tiberius von Györy identifizierte den morbus hungaricus als Typhus.⁴⁷ Oft dürfte die mangelhafte Immunisierung der Ansiedler eine Rolle gespielt haben.

Die baldige Wiederverheiratung der überlebenden Partner war nicht nur eine Frage der Versorgung der Kinder und der Bewirtschaftung des Bauernhofes, sondern dies war auch der Rechtslage geschuldet: Da Witwen die Bauernwirtschaften nicht alleine bewirtschaften konnten, wurden diese versteigert und anderweitig vergeben, wenn diese nicht innerhalb kurzer Zeit wieder heirateten.⁴⁸ Doch auch Witwer mit kleinen Kindern waren auf eine Partnerin

43 Diese und weitere genealogische Daten wurden entnommen: Opština Mladenovo, Matična Služba [Gemeinde Mladenovo, Standesamt], Kirchenbuch Bukin, Tauf-, Sterbe- und Heiratsregister.

44 Österreichisches Staatsarchiv (ÖSTA), Finanz- und Hofkammerarchiv, Kameral Ungarn, r. Nr. 704, Fasz. 32, fol. 87 (alte Signatur).

45 OL, Magyar Kincstári Levéltárak [Archive der Ungarischen Kammern] (MKL), E 125 Impopulationalia, 1785/86 (Mikrofilm 22237), Sitzungsprotokoll der königlich Temeser Kameraladministration vom 10.12.1785, Punkt 18, o. fol.

46 Pfarramt Olasz (Komitat Baranya), Kirchenbuch Olasz, Sterberegister.

47 Tiberius von Györy, *Morbus Hungaricus. Eine medico-historische Quellenstudie zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Türkenherrschaft in Ungarn*, Jena 1901.

48 Die Abstiftung wurde in der Regel abgewogen, doch ohne erwachsene, arbeitsfähige Kinder konnten Witwen einen Sessionsbesitz nicht lange behalten. Ihnen wurde explizit bedeutet, sich so bald als möglich wieder zu verheiraten. So wurde der Kolonistenwitwe Katharina Bauer von Sankt Andreas (auch Sanktandres, ung. Szentandrás, bis 1778 Temeswarer Banat, ab 1778 Komitat Temes, heute Sinandrei, Kreis Timiș, Rumänien) in aller Deutlichkeit mitgeteilt, „daß, wenn sie sich nicht binnen 4 Wochen mit einem arbeitsamen Menschen vereheligen [würde], man sie ohne weitere[s] abstiften, und ihre Wirtschaft entweder, wenn sie Kinder hat, verpachten laßen, widrigenfalls aber einem neuen Reichseinwanderer übergeben würde.“ OL, MKL, E 125 Im-

angewiesen. So lässt sich konstatieren, dass in Bukin von 1751 bis 1759 bei nur 37 Prozent der Trauungen beide Partner ledig waren. Selbst noch in der Dekade 1790 bis 1799 lag dieser Wert bei nur 54 Prozent. Werden diese Werte mit einer süddeutschen Pfarrei der gleichen Zeit verglichen, zeigen sich erhebliche Disparitäten. So lag der Anteil der Paare, bei denen der Zivilstand beider Partner ledig war, im württembergischen Bondorf zwischen 1725 und 1759 bei 80 Prozent.⁴⁹

In Bukin lag die „rohe Sterbeziffer“, der Zahl der Sterbefälle pro Jahr je 1.000 Einwohner, noch in den Jahren 1768 bis 1774 zwischen 70,5 und 143,4 Promille, dies bei einem Durchschnittsalter der Bevölkerung von 23 Jahren im Jahr 1771. Diese Sterbeziffer übertrifft Durchschnittswerte aus dem England des 18. Jahrhunderts erheblich; dort lag die Sterbeziffer in den Jahren 1727 bis 1731 zwischen 34,1 und 44,7 Promille.⁵⁰ Die Säuglingssterblichkeit betrug zunächst 450 Promille und sank in der Dekade 1770 bis 1779 auf 350 Promille. Bei einem Vergleich mit Pfarreien aus den Herkunftsgebieten ergeben sich erhebliche Unterschiede.⁵¹ Doch es gab auch Disparitäten zu Pfarreien in Ungarn mit ungarischer Bevölkerung. Für Öriszentpéter⁵² wies Gábor Koltai eine über die Untersuchungszeit relativ konstante Säuglingssterblichkeit zwischen 180 und 220 Promille nach.⁵³ Das saisonale Verteilungsmuster der Mortalität in Bukin zeigt in fast allen Dekaden ein Ansteigen der Sterbefälle in den späten Sommermonaten und im Frühherbst, was auf Epidemien hindeutet, die sich gerade in der heißen Jahreszeit schnell verbreiten konnten.

Hinsichtlich des Heiratsverhaltens zeigte sich bei den Siedlern innerhalb weniger Jahre ein sehr viel niedrigeres Heiratsalter als in den Herkunftsgebieten. Denn nur, wer verheiratet war, konnte eine Bauernsession übernehmen. Daraus erklären sich die vielen Hochzeiten auf der Reise und kurz nach der Ankunft. So berichtete die aus Lothringen ausgewanderte Katharina Stoß in einem Brief an ihre Eltern, sie habe auf der Reise einen „Menschen aus Däusland, [...] nemlich in Würzburchischen gebürtig“, getroffen. Nach ihrer Ankunft in Billed (ung. Billéd, rum. Biled) habe der Vetter Johannes „alle Anstalten gemaget, daß wir kobuliret sündt worden“.⁵⁴ Aufgrund der zunächst hohen Landressourcen lagen die sozioökonomischen Voraussetzungen für eine frühe Verhehlung vor. Selbst aus der Wahrnehmung der Siedler heraus bestätigen sich die Erkenntnisse von John Hajnal (1924–2008), der 1965 europäische Heiratsmuster und Familienstrukturen beschrieb. Er verortete westlich einer Linie von St. Petersburg bis Triest ein hohes Erstheiratsalter und einen hohen Anteil von Personen, die lebenslang ledig blieben. Die Kolonisten waren sich dieses Prozesses selbst

populationalia, 1785/86 (Mikrofilm 22251), Sitzungsprotokoll der königlich Temeser Kameraladministration vom 24.3.1787, Punkt 20, fol. 7 f.

49 Andreas Maisch, Notdürftiger Unterhalt und gehörige Schranken. Lebensbedingungen und Lebensstile in württembergischen Dörfern der frühen Neuzeit, Stuttgart/Jena/New York 1992, 225.

50 Edward Anthony Wrigley/Roger S. Schofield, The Population History of England 1541–1871. A reconstruction, London 1981, 236.

51 Ines Elisabeth Kloke, Säuglingssterblichkeit in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiel von sechs ländlichen Regionen. Motto: „Kommts Abendroth, ists Kindlein todt.“, Berlin 1997, Anhang.

52 Komitat Vas im Westen Ungarns.

53 Gábor Koltai, Öriszentpéter népesedési viszonyai 1784–1895. A református egyházközség családrekonstitúciója [Bevölkerungsgeschichte von Öriszentpéter 1784–1895. Forschungen zur Familienrekstitution in der reformierten Gemeinde], in: Történeti Demográfiai Évkönyv 2003, 179–235.

54 Archives départementales de la Moselle, Cours et juridictions antérieures à 1790, Maréchaussée de Sarreguemines, B. 10561, Brief von Katharina Stoß an ihre Eltern, 20.9.1784, o. fol.

bewusst. So schrieben die Geschwister Peter, Friedrich und Eva Stemmler aus Oroszló im Komitat Baranya einen Brief an den Vormund und Verwalter ihres Vermögens in Münchweiler⁵⁵. Darin beschwerten sie sich, weil sie ihr Geld erst im Alter von 25 Jahren bekommen sollten: „So haben wir vernomen, daß kein Kient⁵⁶ solle sein väterlich Erb Theil bekommen biß es 25 Jar alt wäre und verheirath wäre. Aber meine liebe Freünde, in Ongerlanth heirath man wen eins 14 oder 15 Jar alt ist.“⁵⁷

Die initiale Sterbekrise hatte Auswirkungen auf die Familienstrukturen. Das zeigt die Familienliste von Bukin aus dem Jahre 1771. Dort sind viele Familien mit Familienmitgliedern unterschiedlichen Namens aufgeführt.⁵⁸ Die in der Familie von Elisabeth und Nikolaus Fensch lebenden Kinder und jungen Erwachsenen trugen die Namen Fensch, Filber, Strobel und Beipert. Allerdings wurde nur ein Kind als „filius“ bezeichnet, die anderen als „servus“ oder „ancilla“. Diese angenommenen Kinder hatten Dienstbotenstatus. Es waren Waisen- oder Halbweisenkinder. So war die Mutter von Christina Weipert (Beipert) verstorben, als sie etwa zehn Jahre alt war. Ihr Vater heiratete danach seine dritte Frau – und das Kind wurde weggegeben. In der Familie Stopper hießen die drei Kinder Teiger, Siebenbrunner und Stopper. Barbara Teiger wurde als „filia“ bezeichnet, denn ihre Mutter hatte dieses leibliche Kind in die zweite Ehe mit Stopper eingebracht. Die hohe Sterblichkeit auch bei Erwachsenen führte also nicht selten zu komplexen Stieffamiliensystemen. Dabei wurden Halbweisen und Weisenkinder oft an Verwandte oder andere Familien abgegeben. Diese Praxis war ein aus der Not geborenes, oft grausames Regulativ zur Vermeidung von zu komplexen Familienstrukturen.⁵⁹

Zwei Schwestern

Der oben erwähnte Brief der beiden Schwestern Magdalena und Waldburga, geborene Bauer, gibt einen Einblick in ein kurzes Zeitfenster ihres Lebens. Wie oben dargestellt, freuten sich die Schwestern über ihre wirtschaftliche Situation. Darüber hinaus enthält der Brief auch Hinweise zu der familiären Situation der beiden Frauen. Magdalena sprach von einer zwölfjährigen Tochter namens Anna Maria und Waldburga teilte mit, dass sie zwei Söhne namens Franz und Peter habe. Gleichzeitig bedauerten sie den Verlust ihrer Ehemänner, mit denen sie ausgewandert waren. Diese seien schon seit sieben Jahren in der „Ewigkeit“; die Totenscheine hätten sie ja in die alte Heimat übersandt. Danach hätten sie sich wieder verheiratet, wobei Magdalena inzwischen mit ihrem vierten Mann verehelicht sei.

Weitere Dokumente in den Verlassenschaftsakten erweitern den Informationshorizont. Doch erst die genealogischen Daten tauchen Fragmente des Lebens der beiden Schwestern in ein grelles Licht. Die am 30. November 1746 geborene Magdalena war 1769 mit 22 Jahren

55 Der Ort heißt seit 1885 offiziell Glan-Münchweiler, heute Landkreis Kusel, Rheinland-Pfalz.

56 Kind.

57 Landesarchiv Speyer, F 29, Nr. 16 II, o. fol., Brief von Peter, Friedrich und Eva Stemmler an ihren Vormund in Münchweiler, Oroszló, 4.2.1788.

58 Die Liste hat den Titel „Familiae et earum proles“ und verweist auf das Jahr 1771. Kalocsai Főegyházmegyei Levéltár [Erzdiözesanarchiv von Kalocsa], I. Érseki Levéltár [Erzbischöfliches Archiv], Dunabökény, Vegyes iratok (Gemischte Akten).

59 Krauss, Die Kinder der Kolonisten, 199–203.

in die Fremde gezogen.⁶⁰ Sie und ihr Ehemann Lorenz Tannhauser wurden in einem „Verzeichnis der im Jahre 1769 von Wien aus zur Ansiedlung im Banat abgehenden Kolonisten“ am 13. März 1769 registriert.⁶¹ Sie gingen aber nicht in das Banat, sondern kamen schließlich in die Herrschaft Bóly. Dort waren während des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) und damit im Zeichen steigender Getreidepreise serbische Familien aus- und deutsche Familien angesiedelt worden. Das geschah auf Veranlassung des Grundherrn, Karl Joseph Fürst von Batthyány-Strattmann (1697–1772). Er versprach sich von den deutschen Kolonisten eine höhere Rendite, da sie relativ moderne Bewirtschaftungsformen mitbrachten und sich vorrangig dem gewinnträchtigen Getreideanbau widmeten.

Der erste Eintrag im Kirchenbuch der zuständigen Pfarrei Ratzpeter (ung. Rácpetre, heute Újpetre) datiert allerdings erst aus dem Jahr 1773.⁶² Wo sich die Familie vorher aufgehalten hatte, ist unbekannt. Im Kirchenbuch wird Magdalena zum ersten Mal im Taufregister erwähnt: Am 3. Juni 1773 bekam sie eine Tochter, die den Namen Agatha erhielt. Vermutlich hatte sie schon vor ihrer Ankunft in Bóly Kinder bekommen. Bis zum Jahr 1786 schenkte sie weiteren vier Kindern das Leben. Nur die am 3. Juni 1783 geborene Anna Maria hat von diesen fünf Kindern das Heiratsalter erreicht. Dass die 1773 geborene Tochter Agatha als Kind verstorben sein muss, geht aus dem Brief hervor. Auch Waldburga folgte mit ihrem Mann Gabriel Steiger ihrer Schwester Magdalena bald nach Ungarn und ließ sich ebenfalls in Wakan nieder.⁶³

Magdalena musste noch andere Schicksalsschläge als den Verlust fast all ihrer Kinder verkraften. Am 19. Februar 1788 verstarb ihr Ehemann Lorenz Tannhauser, den sie am 16. Februar 1769 in Stetten am kalten Markt kurz vor der Auswanderung geheiratet hatte. So heiratete sie zwei Monate später den Witwer Peter Schärf am 29. April 1788. Doch die Ehe währte nicht einmal ein halbes Jahr. Dann starb auch ihr zweiter Mann am 11. Oktober 1788. Nach etwas mehr als drei Monaten heiratete sie den Witwer Philipp Schmidt am 27. Januar 1789. Als Schmidt dann am 8. März 1792 ebenfalls starb, blieb Magdalena für knapp zwei Jahre alleine, um dann am 7. Januar 1794 den Witwer Joseph Vogelstaller zu heiraten. Bei der Hochzeit des vierten Mannes war sie 47 Jahre alt, hatte von mindestens fünf geborenen Kindern vier verloren und drei ihrer Ehemänner überlebt. Ihr letzter Mann verstarb dann am 8. August 1800. Sie überlebte ihn noch um über 18 Jahre. Als sie am 5. November 1818 starb, stand im Sterberegister der Eintrag „Magdalena n[at]a Dannhauser vidua Josephi Vogelstaller [...] 83 ex Vokány“. Doch sie war weder eine geborene Tannhauser noch war sie 83 Jahre alt.

Ihre Tochter Anna Maria hatte am 19. November 1799 mit 16 Jahren den 21-jährigen August Schmid geheiratet. Vermutlich hat das junge Paar die Bauernwirtschaft von Magdalena übernommen. Allerdings ist August Schmid in der Konskription von 1801 noch nicht aufgeführt, wohl aber in der von 1811.⁶⁴ Er war Inhaber des Hausplatzes 75 und bewirtschaft-

60 Pfarramt Stetten am kalten Markt, Kirchenbuch Stetten am kalten Markt, Geburtsregister.

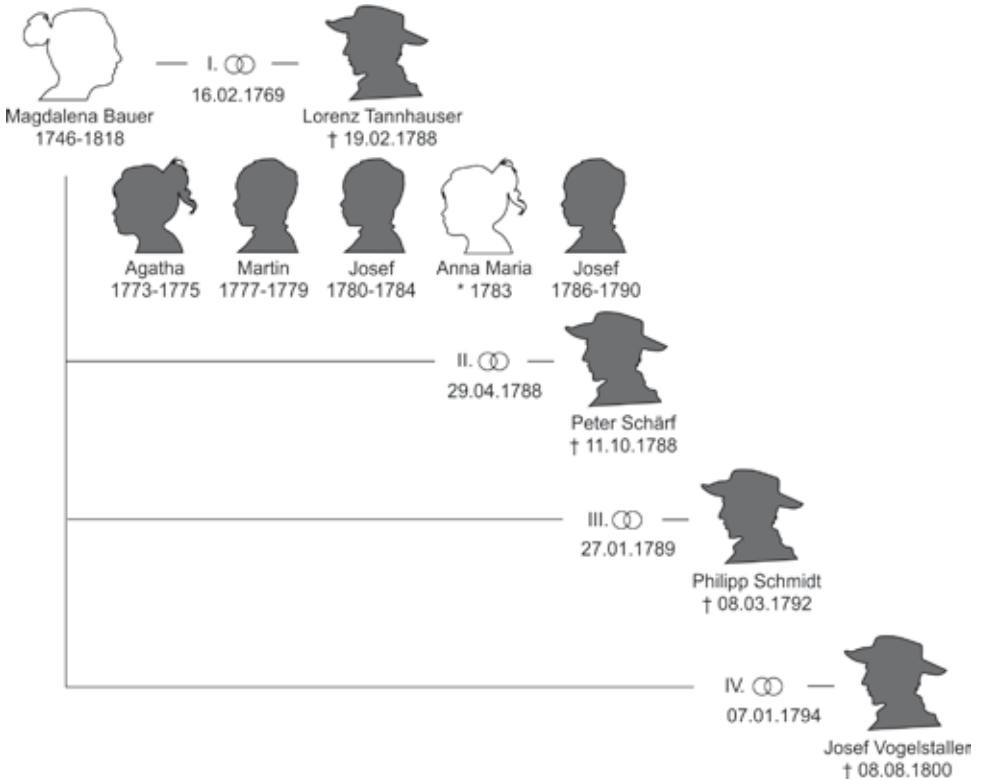
61 Wilhelm/Kallbrunner, Quellen, 102.

62 Diese und die weiteren Daten über die Schwestern und ihre Familien in Ungarn sind dem Kirchenbuch von Újpetre entnommen.

63 Wann genau dieses Ehepaar ihre Heimat verlassen hat, ist unbekannt.

64 BaML, XIII.11, BMCs, 200–204. doboz, Urbarialkonskriptionen 1801, 1811, 1814, 1823, 1828. In Ungarn war die Größe einer Session (Bauernansässigkeit) recht unterschiedlich und in den einzelnen Urbarialvorschriften geregelt. Im Komitat Baranya bestand eine ganze Session in der ersten Klasse aus 22 Joch, in der zweiten Klasse aus 24 und in der dritten Klasse aus 26 Joch. In der Batschka bestand eine Session aus 32 bis 38 Joch,

Abbildung 7: Das Familiensystem von Magdalena Bauer aus Wakan (ung. Vokány). Die schwarz hinterlegten Scherenschnitte symbolisieren den Tod vor Magdalena Bauer.



Quelle: Pfarramt Stetten am kalten Markt, Kirchenbuch Stetten am kalten Markt; Pfarramt Újpetre, Kirchenbuch Ratzpetre (ung. Újpetre); eigene Darstellung.

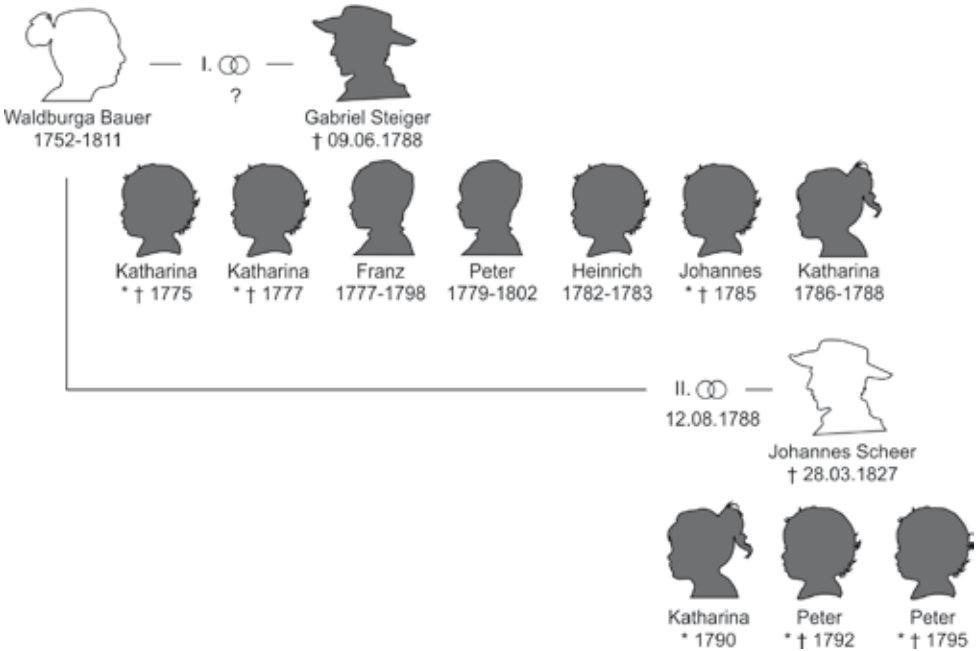
tete eine 3/8 Session, womit er zu den großen Bauern von Wakan gehörte. Auch Anna Maria lebte nicht lange. Sie ist zwar nirgends im Sterberegister vermerkt, doch ihr Mann hatte schon 1843 seine zweite Frau zu Grabe getragen. Aber Anna Maria Schmid, geborene Tannhauser, hat von 1801 bis 1818 neun Kinder geboren. Nur bei zwei dieser Kinder kann eine Heirat nachgewiesen werden.

Auch die in zweiter bis vierter Ehe von Magdalena, geborene Bauer, erheirateten Witwer brachten wohl Kinder in die Ehe mit. Damit entstand eine Stieffamilie mit Kindern aus mehreren Beziehungskonstellationen. Das stellte für die traumatisierten Kinder und Eltern eine große Herausforderung dar. Dieser Tatbestand verursachte in vielen Familien Streitigkeiten um das Erbe.⁶⁵

eingeteilt in vier Klassen und war damit sehr großzügig bemessen. Siehe: Johann Graf Mailáth, Das Ungrische Urbarsialsystem oder des Grundherrn und des Bauers Wechselverhältniß in Ungern, Pest/Leipzig 1838, 91. Ein Joch wiederum entsprach 43,16 Ar.

65 Krauss, Die Kinder der Kolonisten, 167–170.

Abbildung 8: Das Familiensystem von Waldburga Bauer aus Wakan (ung. Vokány). Die schwarz hinterlegten Scherenschnitte symbolisieren den Tod vor Waldburga Bauer.



Quelle: Pfarramt Stetten am kalten Markt, Kirchenbuch Stetten am kalten Markt; Pfarramt Újpetre, Kirchenbuch Ratzpeter (ung. Újpetre); eigene Darstellung.

Die am 26. März 1752 geborene Waldburga Bauer hatte ihren ersten Ehemann Gabriel Steiger ebenfalls 1788, am 9. Juni, verloren. Doch die inzwischen 36-jährige Frau war mit ihrer Session eine gute Partie und heiratete am 12. August 1788 den 24-jährigen Junggesellen Johannes Scheer. Auch ihr Leben war ständig vom Tod begleitet. Von mindestens sieben Kindern ihrer ersten Ehe konnten zwar die im Brief benannten Söhne Franz und Peter mit 20 und 18 Jahren heiraten, starben aber kurz darauf mit 21 und 23 Jahren. Von Katharina, dem einzigen Mädchen aus der Beziehung mit ihrem zweiten Mann, liegt kein Heirats- oder Todesdatum vor. Da sie aber im Brief von 1795 nicht erwähnt wird, lebte sie zu diesem Zeitpunkt wohl nicht mehr. So musste Waldburga ins Grab ihrer mindestens zehn eigenen Kinder blicken. Die Kinder waren – mit Ausnahme von Franz und Peter – als Säuglinge oder im Alter von zwei Jahren verstorben. Allein vier ihrer Kinder hatte sie auf den Namen Katharina taufen lassen. Diese Mädchen wurden in den Jahren 1775, 1777, 1786 und 1790 geboren. Drei Jungen erhielten den Namen Peter, wovon zwei als Säuglinge starben und einer im Alter von 21 Jahren.

Der erwähnte Brief blieb nicht ohne Resonanz. Am 4. März 1801 schrieb Obervogt Kibele aus dem Reichskloster Salem an den Pfarrer von Ratzpeter, Johannes Monte, zu dessen Pfarrei der Ort Wakan gehörte. Er enthielt schlechte Nachrichten, denn die Mutter der beiden Schwestern, Anna Maria Bauer, geborene Dreher, war inzwischen verstorben. Der Vater lebte

schon viele Jahre nicht mehr.⁶⁶ Auch die beiden, in der alten Heimat verbliebenen Schwestern der Ausgewanderten, Anna und Marta, lebten nicht mehr, wohl aber vier Waisenkinder von Marta. Daraufhin verzichteten Magdalena und Waldburga am 20. Mai 1801 auf ihr kleines Erbe zugunsten der vier Waisenkinder namens Magdalena, Anna Maria, Joseph und Philipp Stöckle. Als Gegenleistung baten sie nur um ein Requiem für ihre verstorbene Mutter und die Kinder sollten einen Rosenkranz beten.⁶⁷ Dies alles wurde in einem Brief vom 21. Mai 1801 des Pfarrers Monte an den Pfarrer des Reichsklosters Salem dargelegt. Obervogt Kibele übermittelte den Dank der Beschenkten an Pfarrer Monte am 15. Dezember 1801. Angesichts des Schicksals von Magdalena und Waldburga Bauer erstaunt die oben erwähnte briefliche Aussage von 1795, als die beiden bekannten, ein „gutes Auskommen“ zu haben.

Sonntagabend, 20. September 1812 und die Frau des Attentäters

Vier Tage versteckten sie sich in einem Maisfeld am Weg von Gajdobra (ung. Szépliget) nach Tscheb (ung. Dunacséb, serb. heute Čelarevo). Die 14 Männer in der Südbatschka wechselten sich mit ihrer Wache ab. Ihre Haare hatten sie ins Gesicht gekämmt, das Gesicht mit Ruß geschwärzt, den Kopf mit dunklen Mützen bedeckt. Bei sich trugen sie Gewehre, Beile, Keulen, eiserne Hacken. Endlich, am Sonntagabend des 20. Septembers 1812, kam der Grundherr Leopold von Márffy mit seiner Kutsche aus Pest zurück. Die Männer brachen aus dem Hinterhalt hervor. Einige brachten die angespannten Pferde zum Stehen, andere feuerten auf den Grundherrn; fünf Schüsse trafen ihr Ziel. Sie zogen den tödlich Getroffenen aus der Kutsche, warfen ihn zu Boden und fügten ihm mit überaus „unmenschlicher Raserei“ („inhumana saevitia“) weitere Wunden zu. Den letzten Stoß gab ihm Georg Rem. Dabei rief er aus: „Ich muß ihm auch noch eins geben.“ Dann hauchte der Grundherr, der seine Untertanen jahrelang gequält und übervorteilt hatte, sein Leben aus.⁶⁸

Im Obduktionsbericht wurden fünf schwere Verletzungen durch Gewehrkugeln festgestellt. Weitere Wunden kamen hinzu: In der rechten Seite des Halses, zwischen der ersten und

66 GDAL, Nr. 1377, o. fol., Brief von Obervogt Kibele des Reichsklosters Salem an den Pfarrer von Ratzpeter, 4.3.1801.

67 Ebd., Verzichtserklärung von Magdalena und Waldburga Bauer, 20.5.1801.

68 OL, Kancelláriai Levéltár [Archiv der Ungarischen Hofkanzlei], Magyar Királyi Kancellária [Königlich-Ungarische Hofkanzlei] (MKK), Acta generalia, A 39, 1816/392, Schreiben des Vorsitzenden der Königlichen Tafel, Georg Graf Mailáth von Székhely, an die Ungarische Hofkanzlei, dass die durch das Komitatsgericht und die Königliche Tafel zur Todesstrafe verurteilten Franz Stolz, Joseph Ferger, Johannes Tillingner, Nikolaus Schultz und Georg Rehm um Begnadigung bitten, 20.12.1815, 2–12a, mit beiliegender Bitte um Begnadigung, 13, 13a; ebd., A 39, 1816/2713, Gutachten der Ungarischen Hofkanzlei zur Begnadigung der fünf Haupttäter, undatiert sowie Vorschlag der Ungarischen Hofkanzlei an Seine Majestät, 1–14a, 19.1.1816 und 22.2.1816. Die Geschichte des Mordes ist umfassend wissenschaftlich bearbeitet: Karl-Peter Krauss, Mord an der Donau. Leopold von Márffy und die deutschen Untertanen in Tscheb (1802–1812). Eine Mikrogeschichte der Gewalt, Berlin/Boston 2018.

zweiten sowie der zweiten und dritten Rippe, im Magen, in der rechten Schulter, eine Hieb- wunde in der Stirn, Stichwunden an der Hand und im Schlüsselbein. Es war ein Massaker.⁶⁹

Erst knapp zwei Jahre später wurden die Täter gefasst. Die Mauer des Schweigens im Dorf war gebrochen. Die Haupttäter wurden zum grausamen Tod am Rad verurteilt.⁷⁰ Doch Kaiser und König Franz I. (1768–1835) griff ein.⁷¹ Auf dem Gnadenweg wurde ihnen die Todesstrafe erlassen, nicht jedoch ihrem Anführer Josef Ferger, der am 7. Mai 1816 am Tatort geköpft wurde. In der Erinnerungskultur, im kollektiven Gedächtnis des Dorfes blieb der Attentäter lange lebendig. Doch hier geht es um seine Frau. Mit Hilfe von unvollständigen Gerichtsakten gelingt allerdings nur eine fragmentarische Annäherung an das Leben der Ehefrau des hinge- richteten Attentäters Josef Ferger. Erst die Analyse genealogischer Daten ergibt einen beschei- denen Einblick in ihre Verehelichungen und die wechselnden Familienkonstellationen.

Bei der Hinrichtung ihres Mannes war Maria Anna Wunderlich 29 Jahre alt. Sie war 1787 in Gajdobra, einem Nachbarort von Tscheb, geboren worden. Die Familie Wunderlich stammte ursprünglich aus Rohrbach (franz. Rohrbach-lès-Bitche) in Lothringen. 1803 hatte Maria Anna Wunderlich Joseph Ferger im Alter von 15 oder 16 Jahren geheiratet.⁷² Am Tag des Todes von Joseph Ferger blieb die jetzt verwitwete Maria Anna Wunderlich mit ihren damals noch drei kleinen Kindern, Michael (geb. 20.9.1805), Gertrud (geb. 29.10.1807) und Johann Baptist (geb. 15.1.1813) zurück. Zehn Wochen nach der Hinrichtung ihres Mannes heiratete sie den neun Jahre jüngeren Johann Eisemann (1796–1821). Diese Heirat war wohl nicht zuletzt das Ergebnis einer wirtschaftlich induzierten Heiratsstrategie. Während Josef Ferger im Gefängnis geschmachtet hatte, war die Frau auf sich allein gestellt gewesen und musste sich um ihre Kinder kümmern. Doch der zweite Ehemann von Maria Anna Wunder- lich hatte keine gute Partie gemacht. Der Besitz war völlig überschuldet.⁷³ Zudem war diese Ehe nicht die letzte der schwer geprüften Frau. Denn Johann Eisemann starb schon am 14. Februar 1821 mit 25 Jahren.

Die Witwe musste erneut eine Ehe eingehen. Sie war 38 Jahre alt, als sie am 3. Mai 1825 den 43-jährigen Witwer Peter Milbli (1782–1829) aus Bukin heiratete. In erster Ehe war er mit Barbara, geb. Fickert, verehelicht gewesen. Diese hatte elf Kinder zur Welt gebracht, wovon zum Zeitpunkt der Hochzeit Milblis mit Maria Anna 1825 noch sieben Kinder am Leben waren. Und sie selbst bekam von ihrem dritten Ehemann wiederum zwei Kinder, wovon das erste allerdings nur knapp zwei Jahre alt wurde und das zweite Kind nach dem Tod ihres Mannes als Säugling starb. Damit lebten in dem Haushalt wohl Geschwister und Halbge- schwister aus drei verschiedenen Beziehungskonstellationen. Es waren die wahrscheinlich damals noch lebenden Kinder aus der Ehe mit Johann Eisemann,⁷⁴ dann die Kinder, die sie

69 OL, MKK, Acta generalia, A 39, 1816/2713, Gutachten der Ungarischen Hofkanzlei zur Begnadigung der fünf Haupttäter, 5, undatiert.

70 Ebd., A 39, 1816/392, 6a, Schreiben des Vorsitzenden der Königlichen Tafel, Georg Graf Mailáth von Székely an die Ungarische Hofkanzlei, 19.1.1816.

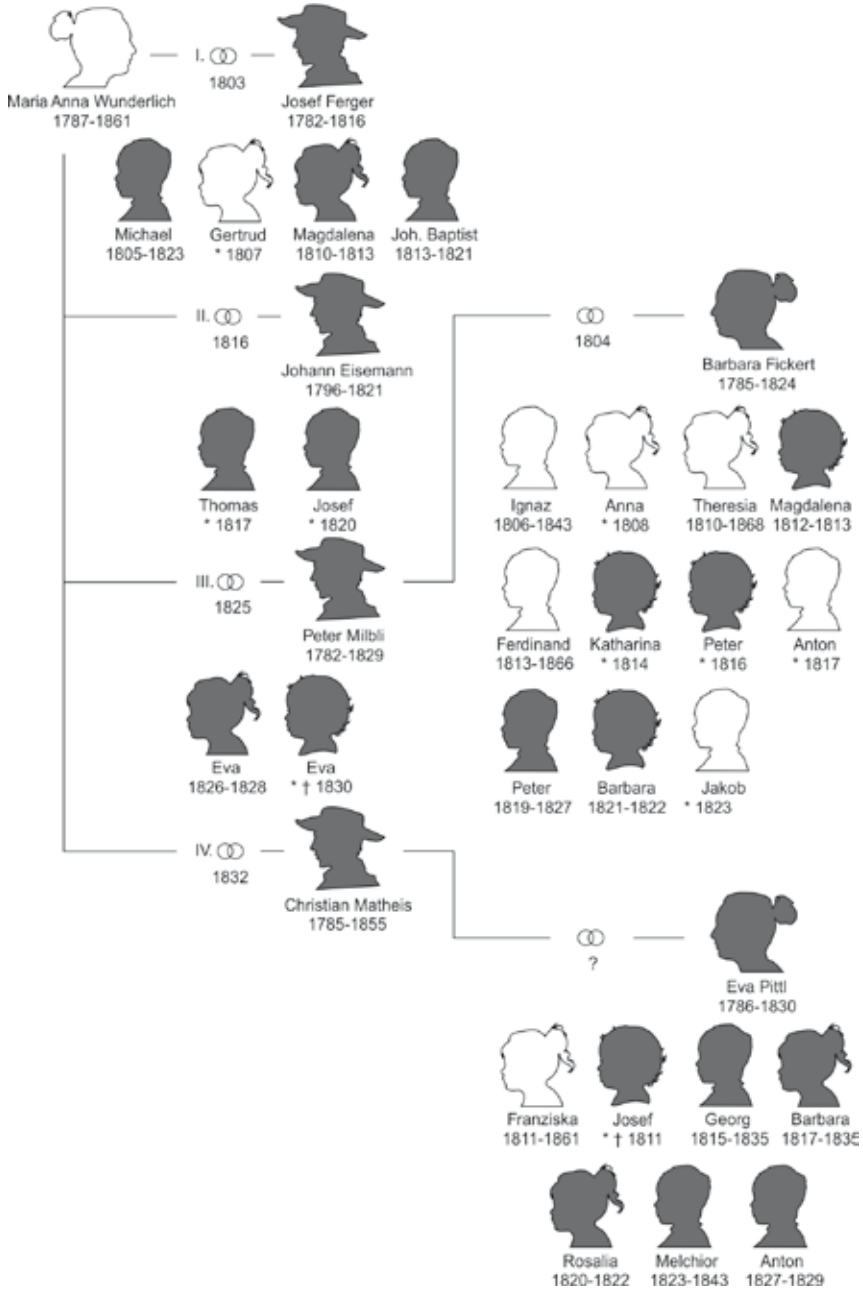
71 Ebd., A 39, 1814/13690, 2, Anweisung von Franz I. an den Hofkanzler der Königlich-Ungarischen Hofkanzlei, Graf Erdödy, dass im Komitat gegenüber den Mördern von Márffy gemäß den Gesetzen vorgegangen werde.

72 Diese und die folgenden genealogischen Daten sind entnommen: Anton Reimann, Ortssippenbuch Gajdobra-Neugajdobra in der Batschka, Frankfurt/Main 1975; Josef Seitz/Stefan Ferger, Familienbuch Tscheb an der Donau, Reutlingen 2002; Jakob Schuy, Ortssippenbuch Bukin in der Batschka, 2 Bde., Lappersdorf 1999.

73 AV, F 2, BBŽ, kut. 707, o. fol., Protokollauszug der Sitzung des Herrenstuhls vom 17.5.1827 mit einem Proto- kollauszug der Sitzung vom 16.1.1821.

74 Von diesen Kindern liegt nur das Geburtsdatum vor.

Abbildung 9: Das Familiensystem von Maria Anna Wunderlich aus Tscheb. Die schwarz hinterlegten Scherenschnitte symbolisieren den Tod vor Wunderlich oder vor der Heirat.



Quelle: Anton Reimann, Ortssippenbuch Gajdobra-Neugajdobra in der Batschka, Frankfurt/Main 1975; Josef Seitz/Stefan Ferger, Familienbuch Tscheb an der Donau, Reutlingen 2002; Jakob Schuy, Ortssippenbuch Bukin in der Batschka, Lappersdorf 1999; eigene Darstellung.

zusammen mit Peter Milbli hatte, sowie schließlich jene Kinder, die Milbli mit in die Ehe gebracht hatte.

Als Maria Anna ihre dritte Ehe einging, lebte noch ein Kind von Maria Anna aus ihrer ersten Ehe mit Joseph Fergger. Die anderen drei Kinder aus dieser Beziehung waren bereits verstorben. Das überlebende Mädchen namens Gertrud war am 29. Oktober 1807 geboren worden, wurde jedoch nicht mehr Mitglied des komplexen Stieffamilienhaushalts, denn sie hatte bereits am 18. Januar 1825 im Alter von 17 Jahren den ebenfalls 17 Jahre alten Valentin Peregrinus Beck geheiratet und wohl einen eigenen Hausstand gegründet.

Auch die dritte Ehe von Maria Anna, geb. Wunderlich, wurde durch den baldigen Tod von Peter Milbli beendet, der am 18. Dezember 1829 im Alter von 47 Jahren starb. Schließlich heiratete sie am 31. Januar 1832 als vierten Ehemann den Witwer Christian Matheis (1785–1855) aus Bukin, der aus Karawukowa (ung. Bácsordas, serb. Karavukovo) stammte. Aus seiner ersten Ehe mit Eva, geborene Pittl, stammten sieben Kinder, wovon indessen nur das älteste das Heiratsalter erreicht hatte. Zum Zeitpunkt der Eheschließung lebten aber immerhin noch vier Kinder aus dieser ersten Ehe von Matheis. Damit kamen wohl noch weitere Kinder in das Familiensystem der Witwe. Große seelische Verletzungen und Traumatisierungen aller Kinder und der Mutter durch den Verlust von Familienangehörigen, die wechselnden Familiensysteme und Bezugspersonen sind anzunehmen. Zudem musste Maria Anna den gewaltsamen Tod ihres ersten Mannes verkraften. Doch selbst ihren vierten und letzten Gatten hat sie bis zu ihrem eigenen Tod am 13. Februar 1861 noch um etwas mehr als fünf Jahre überlebt. Im Sterberegister von Bukin wurde festgehalten: „Maria Wunderlich, Witwe des Christian Matheis“ („Maria Vunderlich vidua Christiani Matheis“). Ihren Lebensabend hatte sie wohl in Bukin verbracht, dem Herkunftsort ihres ersten Mannes Fergger und dem Wohnort ihres letzten Mannes Matheis.

Jakob Frick und der zerbrochene Sehnsuchtsraum

Johann Jakob Frick wurde am 24. August 1746 in Erpfingen⁷⁵ auf der Schwäbischen Alb geboren. Der evangelische Ort gehörte zum Herzogtum Württemberg. Seine Eltern waren der Bauer Ludwig Frick sowie Anna Maria, geborene Göbel.⁷⁶ Als seine Mutter am 29. Oktober 1763 im Alter von 56 Jahren starb, war er 16 Jahre alt. Schon im Alter von 18 Jahren heiratete Johann Jakob Frick Anna Barbara Schweickardt. Das im Mai 1766 erstellte Zubringensinventar gibt einen Einblick in die keineswegs schlechten Vermögensverhältnisse des jungen Paares. Der gesamte Besitz von Frick an Immobilien und „Fahrnis“, worunter Vieh, Werkzeuge, Kleider, Geschirr, Betten, Stoffe und anderes bewegliches Vermögen fallen, wurde mit beachtlichen 1.132 Gulden und 36 Kreuzern veranschlagt. Der Besitz seiner Frau wurde mit 723 Gulden und 23 Kreuzern taxiert.⁷⁷

Gegen Ende des Jahres 1785 betrieb Frick seine Auswanderung. Er wollte sich mit seiner Familie im Königreich Ungarn niederlassen. Am 10. Dezember 1785 bestätigte ihm der Land-

75 Heute Sonnenbühl-Erpfingen, Landkreis Reutlingen, Baden-Württemberg.

76 Diese und die weiteren genealogischen Daten der Familie des Johann Jakob Frick sind dem Kirchenbuch Erpfingen, Taufregister, Mischbuch, 1739–1849, <https://www.archion.de/> (16.11.2020), entnommen.

77 Gemeindearchiv Erpfingen (GA Erpf), B 281, Inventuren und Teilungen, fol. 402–411.

vogt Franz Anton von Plank⁷⁸ in der vorderösterreichischen Herrschaft Ober- und Niederhohenberg, dass er den Auswanderungskonsens erhalten würde, wenn er nachweisen würde, dass er und sein Verwandter namens Johann Peter Frick „wohlverhaltene Bauersleute seyen“, und einen Auswanderungskonsens ihres Landesherrn, womit der Herzog von Württemberg gemeint war, vorlegen würde. Auch ihnen wurden die vorteilhaften Ansiedlungsbedingungen der josephinischen Kolonisation in Aussicht gestellt, ein „eigenes Haus und Bauerngut, wie auch, nach Erforderniß, ein Paar Ochsen oder zwey Pferde samt einer Kuhe und den zur Wirtschaftspflege benöthigten Wagen, Pflug und Eggen, unentgeltlich zugetheilt“ zu bekommen.⁷⁹

Der Landvogt erstellte zudem eine Liste aller Auswanderungswilligen, die sich bei ihm am 10. November 1785 in Sigmaringen gemeldet hatten. Daraus geht hervor, dass Jakob Frick ein Vermögen in Höhe von 1.000 Gulden mit sich führen werde. Frick gab auch an, drei Söhne und drei Töchter nach Ungarn mitzunehmen.⁸⁰ Schon am 14. Januar 1786 wurde ihm vom herzoglich-württembergischen Oberamtmann zu Urach die „gnädigste Erlaubnis“ des Landesherrn erteilt, auswandern zu dürfen. Allerdings war als Zielgebiet jetzt Preußisch-Polen angegeben. Offensichtlich war die Kunde von der „ungarischen Krankheit“ bis nach Erpfingen gedrungen, weshalb sich Frick, wie viele andere Auswanderer auch, lieber in Polen als im Königreich Ungarn niederlassen wollte.

Frick hatte mit seiner Frau Anna Barbara insgesamt neun Kinder. Aber am 2. Juli 1781 war sie im Alter von 40 Jahren bei der Entbindung eines Kindes abends zwischen 21.00 und 22.00 Uhr gestorben. Auch das Neugeborene hatte nicht überlebt. Ein halbes Jahr später heiratete er am 30. Januar 1782 die aus Meidelstetten⁸¹ stammende Anna Maria Werner, die zum Zeitpunkt der Hochzeit 44 Jahre alt war. Mit ihr hatte er noch zwei weitere Söhne. Es war der 1782 geborene Johann Ludwig und der 1785 geborene Tobias.

Vor seiner Abreise erstellte sein Schwager am 19. Juni 1786 noch ein Schriftstück, in dem die Erbregelung für die vier Kinder aus seiner ersten Ehe festgehalten war. Sie sollten jene 500 Gulden erben, die Frick in Erpfingen zurückließ. Es handelte sich um Geld aus dem Verkauf seines Hauses und von Gütern, wobei die Käufer den Preis in Raten abzahlten und jährlich fünf Prozent Zinszahlungen leisten mussten. Der Schwager Friedrich Betz hatte dies als Vormund der vier Kinder der ersten Frau von Frick in dem Brief eingangs so erläutert:

„[...] weil er ein gutes Vermögen mit nach Kaisers Bohlen mit der Hilfe Gottes bringen thut, so hab ich ihm erinret, daß der Mensch sterblich und dem Tod unterworfen, so mecht er den zu ehrst vor seine Kinder [sorgen], die schohn fünf Jahr die rechte Muter durch einen schnellen Tod verlohren.“

Am Ende des Briefes wünschte Friedrich Betz seinen Verwandten noch alles Gute und fasste dies in die Worte: „Fürchtet Gott, ehret den Kaiser und lebet in Fried und Einigkeit

78 Von Plank war von 1778 bis 1787 Landvogt in dieser Herrschaft, vorher k. k. Amtsrat in Schlesien (1767–1771).

79 ÖSTA, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Diplomatie und Außenpolitik vor 1848, Staatenabteilungen Polen III 14, Ansiedlung in Galizien und Ungarn, fol. 133, Bestätigung, dass Jakob und Johann Peter Frick aus Erpfingen als Kolonisten angenommen werden bei Vorlage eines Auswanderungskonsens und Zeugnisses, 10.12.1785.

80 OL, MKL, E 125 Impopulationalia, 1785/1786 (Mikrofilm 22235), fol. 288–291, Verzeichnis einiger in das Königreich Ungarn zu ziehen verlangender Familien, 10.11.1785.

81 Heute Hohenstein-Meidelstetten, Landkreis Reutlingen, Baden-Württemberg.

mit seiner Familie in Wien registriert.⁸⁴ Sein Vermögen ließ er in der Ungarischen Hofkanzlei mit 1.400 Gulden eintragen.⁸⁵ Allerdings lagen von dieser Summe noch 500 Gulden bei Käufern in Erpfingen.⁸⁶

Noch vor seiner Registrierung in Wien hatte sich der ungarische Hofkanzler Karl Graf Pálffy (1735–1816) am 6. Juli 1786 an die Königlich Ungarische Statthalterei gewandt und die Anweisung gegeben, sich des Jakob Frick „als einen sehr tüchtigen und mit ziemlicher Baarschaft versehenen Mann besonders“ anzunehmen. Auch trug er der Statthalterei auf, dafür Sorge zu tragen, dass Frick und seine Familie „behörig untergebracht“ werde.⁸⁷

Wie sich erst später herausstellte, kam es auf der Reise zu einem unschönen Zwischenfall, der sogar den ungarischen Hofkanzler Pálffy beschäftigte. Offensichtlich hatte Frick einem allein reisenden Mädchen namens Anna-Maria Gauger, das auf dem Weg zu seinen nach Galizien ausgewanderten Eltern war, Kleidungsstücke „vorenthalten“. Er sollte dahingehend vernommen werden, was ihn zu dieser Maßnahme veranlasst habe. Falls der Vorwurf stimme, habe er einen Schätzwert von 20 Gulden für die Kleider zu entrichten.⁸⁸

Doch es kam anders. Unmittelbar nach seiner Ankunft in dem evangelischen Kolonistendorf Liebling im Banat verstarb Jakob Frick am 1. September 1786, nur etwas mehr als zwei Monate nach seinem Aufbruch in Erpfingen. Zwei Tage später verschied seine zweite Frau Anna Maria. Von den sechs Kindern überlebten nur die 1771 geborene Maria Barbara und die 1779 geborene Christina aus erster Ehe. Das ältere Mädchen war zum Zeitpunkt des Todes ihrer Eltern 15 Jahre, das jüngere war gerade sieben Jahre alt. Nun waren die Kinder in einem fremden Land, ohne das vertraute verwandtschaftliche Netzwerk und die sozialen Bindungen. Sie mussten bei anderen Familien untergebracht werden. Am 4. Dezember sandte das Rentamt von Tschakowa (ung. Csák, rum. Ciakova) das Verlassenschaftsprotokoll des verstorbenen Jakob Frick bei der Statthalterei ein.⁸⁹

Die ältere Tochter Maria Barbara heiratete bereits am 1. Mai 1787 mit noch 15 Jahren und gebar im Laufe ihrer Ehe mit Georg Nikolaus Schärf (1764–1823) elf Kinder. Sie starb schließlich am 16. Oktober 1854 mit knapp 83 Jahren. Die jüngere Tochter heiratete erst spät den Witwer Daniel Johann Helling am 22. Februar 1824.⁹⁰

Wie aus einem Bericht der Kameraladministration Temeswar an die königlich-ungarische Statthalterei vom 19. Mai 1787 hervorgeht, hatte Jakob Frick 1.233 Gulden und vier Kreuzer hinterlassen. Davon lagen jedoch die besagten 500 Gulden noch im Herkunftsort

84 Wilhelm/Kallbrunner, Quellen, 291.

85 Die Daten sind einer von Zoltán Csapó angefertigten Liste aller Protokolle über das Ansiedlungsgeschäft entnommen, die auf Akten des OL, MKK, Acta generalia, A 39 verweisen.

86 OL, MKL, E 125 Impopulationalia, 1787 (Mikrofilm 22257), Schriftverkehr zwischen der Kameraladministration Temeswar und der königlich-ungarischen Statthalterei, fol. 497 f., Mai/Juni 1787.

87 Ebd., 1785/1786 (Mikrofilm 22249), o. fol., Schreiben des ungarischen Hofkanzlers Karl Graf Pálffy an die königlich-ungarische Statthalterei, 6.7.1786.

88 Ebd., 1785/1786 (Mikrofilm 22250), o. fol. Schreiben von Hofkanzler Karl Graf Pálffy an die Statthalterei, 29.7.1786.

89 Ebd., 1785/1786 (Mikrofilm 22251), fol. 6, Punkt 19, 128, Sitzungsprotokoll der königlich Temeser Kameraladministration vom 16.12.1786.

90 Johann Möhler, Ortssippenbuch Liebling im Banat, Pfullingen 1979. Die Daten der ersten Jahre im Familienbuch sind nicht durchgängig korrekt.

Erpfingen.⁹¹ Die Kameraladministration bat darum, dieses Erbe nach Ungarn zu transferieren, damit die beiden überlebenden Mädchen nach Erlangung der Volljährigkeit in den Genuss des Erbes kommen könnten. Die inzwischen verheiratete Anna Barbara reichte im August 1787 ein Gesuch ein, in dem sie darum bat, sie für volljährig zu erklären, damit ihr das zustehende Erbteil ausgezahlt werden könne.⁹² Aus dem Schriftwechsel zwischen den Regierungsstellen geht hervor, dass zur Erhebung des Erbes zuallererst ein obrigkeitliches Zeugnis ausgestellt werden müsse, aus dem ersichtlich sei, dass die erbberechtigten Kinder von Jakob Frick aus erster Ehe noch am Leben seien, da ihre inzwischen ebenfalls verstorbene Stiefmutter kein Erbrecht habe. Außerdem müssten die Erben den auf drei Jahre festgelegten Zahlungstermin abwarten.⁹³

Die weiteren Bemühungen der Ungarischen Hofkanzlei, der königlich-ungarischen Statthaltereirei sowie der Kameraladministration Temeswar führten dazu, dass das württembergische Oberamt Urach, wozu Erpfingen gehörte, eine Verfügung mit der Aussicht erließ, den beiden noch lebenden Töchtern von Jakob Frick nach Erhalt einer Lebensbestätigung ihr restliches Erbe im Jahre 1790 zu transferieren.⁹⁴ Ein etwas tieferer, wenngleich doch bescheidener Einblick in das Ausmaß der familiären Katastrophe der Familie von Jakob Frick war nur durch die Heranziehung genealogischer Daten möglich.

Die Auswanderung und der Mord: Johann Georg Letsch

Johann Georg Letsch kam am 26. Dezember 1807 in Ostdorf⁹⁵, im Königreich Württemberg, als sechstes Kind des Bauern Ludwig Letsch und der Eva, geborene Mayer, zur Welt. Das Ehepaar hatte acht Kinder. Allerdings starb das erstgeborene Kind, die am 2. März 1794 geborene Anna Barbara, nach nur 16 Tagen. Johann Georg Letsch wuchs in den ersten Lebensjahren mit sechs Geschwistern auf. Kurz nach seinem dritten Geburtstag starb sein Vater am 26. Januar 1811. Nun stand seine Mutter mit sieben Kindern und einer Landwirtschaft alleine da. Das älteste Mädchen Eva Rosina war zu diesem Zeitpunkt 14 Jahre alt. Das jüngste Kind namens Anna Barbara war noch keine zwei Jahre alt.⁹⁶

Zwei Jahre nach dem Tod ihres Mannes heiratete die inzwischen 40-jährige Eva Letsch erneut. Es war der erst 22 Jahre alte Johann Michael Kiefer. Sie hatte nun einen 18 Jahre jüngeren Ehemann, der sich durch die Eheschließung mit der älteren Frau eine sichere Existenz eingehandelt zu haben schien. Denn sein Vater war Tagelöhner und sein Beruf wurde im Kirchenbuch mit „Bader“ angegeben. Er gehörte damit zu der landarmen und einkom-

91 OL, MKL, E 125 Impopulationalia, 1787 (Mikrofilm 22256), fol. 94–98, Bericht der königlich Temeser Kameraladministration, 19.5.1787; ebd., 1787 (Mikrofilm 22257), fol. 314 f., Schreiben des ungarischen Hofkanzlers Karl Graf Pálffy an die königlich-ungarische Statthaltereirei, 25.10.1787.

92 Ebd., 1787 (Mikrofilm 22253), o. fol., Punkt 16, Sitzungsprotokoll der königlich Temeser Kameraladministration vom 25.8.1787.

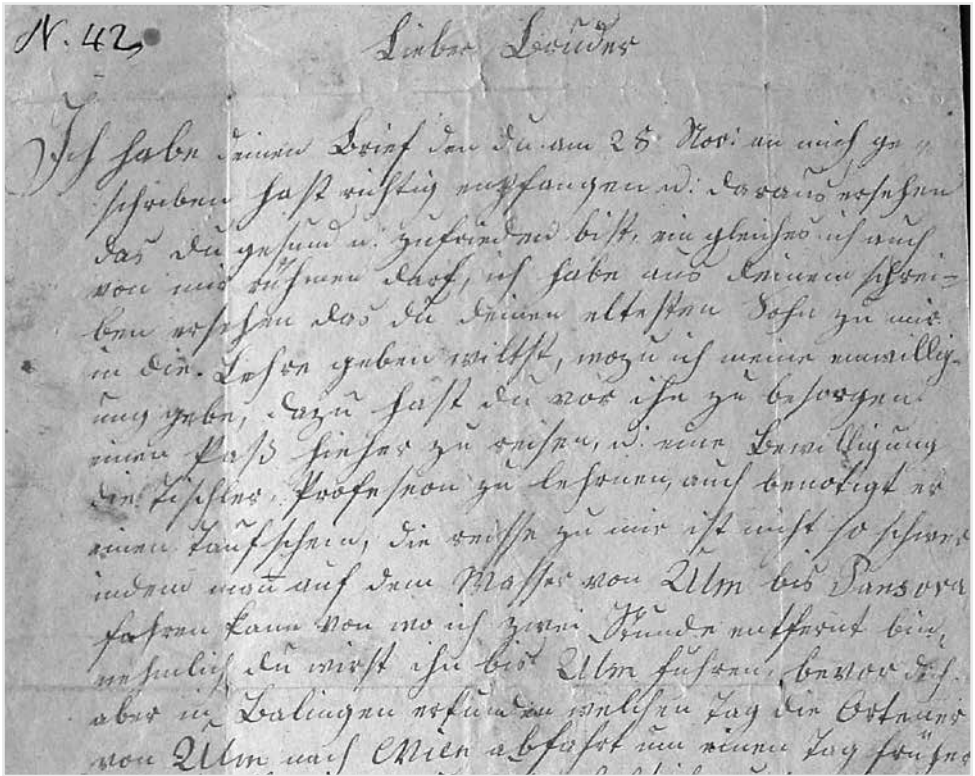
93 Ebd., 1787 (Mikrofilm 22257), fol. 314 f., Schreiben des ungarischen Hofkanzlers Karl Graf Pálffy an die königlich-ungarische Statthaltereirei, 25.10.1787.

94 Ebd., 1787 (Mikrofilm 22257), fol. 497, Schreiben der Statthaltereirei an die Kameraladministration Temeswar, 17.6.1788.

95 Heute Stadt Balingen, Zollernalbkreis, Baden-Württemberg.

96 Diese und die weiteren genealogischen Daten der Familie des Johann Georg Letsch sind den Kirchenbüchern von Ostdorf und Leidringen entnommen (<https://www.archion.de/>, 16.11.2020).

Abbildung 11: Brief von Johann Georg Letsch aus Dolowa an seinen Bruder Ludwig in Ostdorf, 5. März 1848



Quelle: Stadtarchiv Balingen, Gemeindearchiv Ostdorf o. fol., PflEGschaftsrechnung von Johann Georg Letsch.

menschschwachen dörflichen Unterschicht. Die sozial und altersmäßig ungleiche Heirat barg Konfliktpotential in sich. Dies ergibt sich jedenfalls aus dem Fortgang des Lebens von Johann Georg Letsch.

Letsch war schon früh auf die Wanderschaft gegangen. Seine Wanderungen als Tischlergeselle hatten ihn dabei nach Ungarn geführt. Als er nach mehreren Jahren wieder zurückkehrte, brachte er am 21. Dezember 1837 ersparte Kleider und Gold mit. Am 29. Dezember 1837 ließ er sich das von seinem Pfleger Johann Georg Wörnle verwaltete Geld in Höhe von 127 Gulden auszahlen. Allerdings ließ er unter dessen Verwaltung noch Obligationen zurück.⁹⁷ Erneut zog er los und ging wieder nach Ungarn, denn ihn hielt zuhause nichts mehr fest, da seine Mutter seit drei Jahren nicht mehr lebte. Ende des Jahres 1838 meldete er sich aus Pantschowa (ung. Pancsova, serb. Pančevo) in der Banater Militärgrenze. Dort logierte er im Gasthof Schwarzer Adler. Er war aber zuversichtlich, im nächsten Frühjahr eine Meis-

⁹⁷ Stadtarchiv Balingen (StABL), Gemeindearchiv (GA) Ostdorf o. fol., PflEGschaftsrechnung von Johann Georg Letsch mit Beilagen, hier: Vierte und letzte PflEGrechnung, 25.9.1835–23.12.1837. Die Akten sind nicht foliert und chronologisch geordnet.

terstelle antreten zu können und teilte seinen Geschwistern mit, dass geplant sei, im Raum Belgrad einige deutsche Ortschaften anzulegen, wobei auch evangelische Siedler willkommen seien. Damit wandte er sich besonders an seine „unglückliche“ Schwester Anna Maria, die im 14 Kilometer von Ostdorf entfernten Leidringen wohnte und offensichtlich beabsichtigte, nach Amerika auszuwandern. Hier könne sie sich mit ihrem „wenigen Vermögen“ eine neue Existenz aufbauen, denn gutes Land und Holz für den Hausbau bekäme man umsonst.⁹⁸

Tatsächlich meldete sich Johann Georg Letsch im Februar 1840 als Tischlermeister aus dem Ort Dolowa (ung. Dolova, serb. Dolovo). Er befände sich wohl und würde drei Gesellen und einen Lehrling in seiner Werkstatt beschäftigen. Seine erste Begeisterung schien aber verfliegen, denn er mahnte inzwischen zur Vorsicht hinsichtlich eines Nachzugs seiner Geschwister, auch weil die Reise für eine Familie sehr beschwerlich sei. Um in seinen Betrieb zu investieren, bat er jetzt wiederholt um sein Vermögen.⁹⁹ Dieses erhielt er über das Bankhaus Stahl und Federer in Stuttgart sowie über Bankhäuser in Wien und Semlin (ung. Zimony, serb. Zemun) am 27. Juni 1840 in Höhe von 1.200 Gulden in Pantschowa ausgezahlt.¹⁰⁰ Seine Werkstatt lief inzwischen so gut, dass er seinen Vormund („Pflegevater“) am 7. Juli 1840 darum bat, ihm noch weitere Gesellen zu schicken, da es an solchen im Banat sehr mangeln würde. Die Reise auf der Donau könnten sie sich sogar durch Arbeit auf dem Schiff verdienen.¹⁰¹

Doch der Brief wirft zugleich lange Schatten auf die familiäre Konstellation in seiner alten Heimat und erklärt, weshalb Johann Georg Letsch auf Wanderschaft gegangen war. Sein ganzer Zorn richtete sich gegen seinen Stiefvater, der nur vier Jahre älter war als seine 1795 geborene älteste Schwester namens Eva Rosina, die schon im Jahre 1833 gestorben war. So schrieb er an seinen Pfleger:

„An meinen sogenannten Stiefvater habe ich keinen besonderen Gruß, er der Ursach ist, das eine Vamilie in der Welt verstreut ist. O! ich fühle es, was vor ein kommerliches Leben meine liebe Schwester Anna Maria mit ihrer Vamilie hat; es werden ihr manche Thrienen fließen, wann sie an ihren Geburtsort dinkt, allwo sie im Greisse ihrer Freindinnin glücklich leben konnte, wann nämlich der Obgedachte sich nicht in unser Hauß geschlichen hätte. Auch verbiet ich ihm, das er mich weder seinen Stiefsohn noch seinen Ungarn nennen soll, denn ich habe keine Gemeinschaft mit einem Saumagen, übrigens soll er fahren so hart er kann, es soll ihm zur Gesundheit dienen. Wegen meiner soll er auch daran gr[epieren?] [...]“¹⁰². Zwar thut es mir leid, das ich so eigensinnig bin und mit solchen Unmenschin nicht umgehen mag, denn hätte ich das thun können, so hätte ich ihn sicher mit in dieses Land gelokt, und so hät er sich in einem halben Jahr die Gurgel abgesoffen und were ich und die Meinigen wönigstens von einem unnützen Brodfresser befreit worden.“¹⁰³

98 Ebd., Brief von Johann Georg Letsch an seine Familie, 26.12.1838.

99 Ebd., Brief von Johann Georg Letsch an seinen Pflegvater, Februar 1840 (das genaue Datum ist weggerissen).

100 Ebd., Quittung, Pantschowa, 27.6.1840.

101 Ebd., Brief von Johann Georg Letsch an seinen Pflegvater, 7.7.1840.

102 Unleserliche Abkürzung eines weiteren Schimpfwortes.

103 StABL, GA Ostdorf o. fol., Brief von Johann Georg Letsch an seinen Pflegvater, 7.7.1840.

Letsch machte den Stiefvater für den Verlust von Familie und Heimat verantwortlich. Dass dieser Johann Michael Kiefer kein guter und sparsamer Bauer war, lässt sich erahnen, denn nach seinem Tod am 23. März 1848 hinterließ er keinen einzigen Kreuzer an Bargeld.¹⁰⁴

Am 4. August 1844 berichtete Johann Georg Letsch, dass er Ende 1843 die ebenfalls evangelische, 16-jährige Juliana Bader geheiratet habe. Er war zu diesem Zeitpunkt knapp 36 Jahre alt und zwanzig Jahre älter als seine junge Frau. Inzwischen hatte er einen Hausplatz von 40 mal 20 Klafter (ca. 135 mal 67,7 Meter) erworben und ein Haus gebaut, für insgesamt 1.100 Gulden. Sein Erfolg weckte bei seinem älteren Bruder Ludwig den Wunsch, sein Heil ebenfalls in der Auswanderung zu suchen.¹⁰⁵

Doch die anfängliche Euphorie bei Johann Georg Letsch war einer zunehmenden Skepsis und Distanziertheit hinsichtlich seiner persönlichen Lage in der Militärgrenze gewichen. So warnte er seinen Bruder Ludwig am 1. Juni 1846 davor, auszuwandern und begründete dies so:

„Du würdest mich und das Land verfluchen und einen Theil deines Vermögens als Lehrgeld aufopfern [...]. Nur solcher Vamilie im Bauerstand, die in ihrer Heimath höchst unkluglich leben und niemanden keine Vorwürfe machen können, wie übel es ihnen auch gehen mag, würde ich anraten, in dieses Land zu ziehen. Hier gibt es zwar guten Grund, und nicht gar theier, das man mit 1.000 Gulden ein schönes Bauerngut mit ungefähr vierzig Morgen¹⁰⁶ kaufen kann. Davon bezahlt man zwanzig Gulden jehrlich, Zehnten gibt man keinen, aber Frondienst gibt es genug und das Übelste [ist], das der Bauer wie ein Soldat dem Stok unterworfen ist.¹⁰⁷ Überlege es gut!“¹⁰⁸

Am 5. März 1848 schilderte Letsch den Reiseweg zu ihm. Denn sein Bruder Ludwig hatte erwogen, seinen ältesten Sohn bei Johann Georg Letsch in die Lehre gehen zu lassen.

Ende März 1849 wurde die Ehe von Johann Georg und Juliana Letsch mit einer Tochter gesegnet, die den Namen Karoline erhielt. Schon 1846 hatte Letsch seinem Bruder berichtet, dass seine Frau „an Christi Himmelfahrt zum ersten Mal mit einem Megdlein entbunden, welches aber sogleich gestorben ist“.¹⁰⁹

Doch das Leben der jungen Familie nahm einen ungewöhnlich dramatischen Verlauf. In den Revolutionswirren 1849 geriet die deutsche Bevölkerung dieses Raums zwischen alle Fronten. Die Aufstände im Königreich Ungarn mündeten in einen Unabhängigkeitskrieg gegen die habsburgischen Herrscher. Dabei agierte Josip Jelačić (1801–1859), der Ban von Kroatien, das zu den Ländern der Heiligen Ungarischen Stephanskrone gehörte, schließlich auf der Seite der Habsburger. Er wurde besonders von der kroatischen, serbischen, slowakischen und rumänischen Bevölkerung unterstützt, die sich gegen die wachsende Magyarisierung wandte. In der zunehmend aufgeheizten Stimmung und bei wechselndem Kriegsglück gab es zahlreiche Übergriffe gegenüber der Bevölkerung. In der von Serben dominierten

104 Ebd., Vierte und letzte Pflegrechnung, 25.9.1835–23.12.1837.

105 Ebd., Brief von Johann Georg Letsch an seine Familie, 4.8.1844.

106 40 württembergische Morgen entsprechen knapp 13 Hektar. Da in Württemberg Realteilung angewandt wurde, waren dort Bauernwirtschaften mit dieser Größe selten.

107 Das heißt, dass die Prügelstrafe bei Vergehen angewandt wurde.

108 StABL, GA Ostdorf o. fol., Brief von Johann Georg Letsch an seinen Bruder Ludwig, 1.6.1846.

109 Ebd., Brief von Johann Georg Letsch an seinen Bruder Ludwig, 5.3.1848.

Banater Militärgrenze etwa 40 Kilometer östlich von Belgrad war die geringe deutsche Bevölkerung mancherlei Drangsalierungen weitgehend schutzlos ausgeliefert. Die Kriegsparteien warfen ihr mangelnde Loyalität vor.

Anfang 1850 traf bei Ludwig Letsch ein Brief des Vormundes von Juliana Letsch ein, der nur noch als Fragment in Teilen lesbar ist.¹¹⁰ Dennoch lassen sich in diesem Schreiben die dramatischen letzten Augenblicke des Lebens von Johann Georg Letsch rekonstruieren. Die am 22. März 1853 ausgestellte Todesbescheinigung dokumentiert dann, dass Letsch am 7. Mai 1849 abends zwischen 20.00 und 21.00 Uhr von zwei serbischen Grenzern ermordet worden war.¹¹¹ Die näheren Umstände seines Todes erläutert der erwähnte Brief von 1850: Letsch hatte sich geweigert, sich wie die anderen deutschen Familien bewaffnet in einem Wirtshaus zu verschanzen. Schon auf seinem Heimweg hatten ihm zwei serbische Grenzsoldaten gesagt, dass sie heute noch einen Deutschen erschießen wollten. Im Brief wird dies so dargestellt:

„Der Johann Letsch, eier Bruder [...] er wurde Opf[er...] [der] Revolution, seine Wittve mit einem Mädchen von 10 Monath beweinen ihren unglücklichen, verblichenen Vatter. Sein Ende war folgendes: Das schreckliche Wüthen der Völker in unserer Gegend wird eich wohl auch bekannt seyn. Ich würde eich gerne einen kleinen Umriß von dem Morden, und Würgen, was sich bey uns zugetragen hat, machen, aber es ist hir kein Plaz dazu, es ist mir sehr leid, daß ich eich die Schanddaten und die Niederträchtigkeit jezt nicht schildern kann und darf. [...] Kaum war die Nacht angebrochen, so wurde schon an der Thir des Johann gepocht, er wurde aufgefordert zu öffnen; als er die Thir öffnete, schoßen gleich 2 auf ihn und durchschößen seine Brust und er sank tod zu Erde, so nahm unser guter Johann ein – Ende. Seine[r] junge[n] 23jährig[n] Frau und ihrem Kind und meine[r] Tochter die bey ihr war, wurde das Leben geschenkt, mußten es aber mit ihrem beweglichen Vermögen bezahlen, weil sie ausgeraubt wurden. Die in das Wirzhaus Geflichtigten wurden auch angegriffen, [die Angreifer] wurden aber mit Kugeln zurik gewißten.“¹¹²

Als Letsch erschossen wurde, war seine Tochter sechs Wochen alt. Wie die junge Witwe in einem Brief aus dem Jahre 1857 mitteilte, verharrte sie nach dem Mord an ihrem Mann zwei Tage ängstlich bei Nachbarn.¹¹³ Dann sandte ihr der evangelische Pfarrer von Mramorak am 9. Mai 1849 eine Kutsche und nahm Juliana mit ihrem Töchterchen bei sich auf. Von dort aus ging sie zu ihrer Familie nach Franzfeld (ung. Ferenczhalom, serb. Kačarevo) und blieb dort zwölf Wochen lang. Erst dann kehrte sie nach Hause zurück und stellte für den Handwerksbetrieb ihres ermordeten Mannes einen Werkführer ein. Doch dieser übervorteilte die schwer geprüfte Frau. Schließlich sandte ihr ein Vetter namens Schütz, der zugleich ihr Vormund war, einen anderen Handwerker namens Johann Brodt, der die Tischlerwerkstatt leiten sollte. Dieser Mann wurde dann auch ihr zweiter Ehemann; mit ihm hatte sie weitere drei Kinder. Zudem war sie zum Zeitpunkt ihrer brieflichen Nachricht in Erwartung eines

110 Ebd., Brief an Ludwig Letsch, Januar 1850. Datum und Absender fehlen, da ein Teil des Briefes an der Faltung abgerissen ist.

111 Ebd., Todesbescheinigung für Johann Georg Letsch, ausgestellt durch Pfarrer Philipp Polz aus Mramorak (ung. Homokos), 22.3.1853.

112 Ebd., Brief an Ludwig Letsch, Januar 1850.

113 Ebd., Brief an Ludwig Letsch, 12.7.1857.

vierten Kindes. Dabei versäumte sie nicht zu berichten, dass es ihrer erbberechtigten Tochter Karoline gut gehe und dass sie dem Vater sehr ähnlich sehe, denn sie erwartete noch eine kleine Erbschaft ihres verstorbenen Mannes.¹¹⁴

Dieser Brief enthielt auch weitere Informationen über den Mord an Johann Georg Letsch. Er sei an dem betreffenden Abend unruhig im Hause auf- und abgegangen. Die ausgesprochene Drohung der serbischen Grenzer hatte ihn aufgewühlt. Als er dann zwei Männer im Hof sprechen hörte, habe er gefürchtet, dass ihm seine Kühe gestohlen würden. So habe er die Holzaxt genommen, die Küchentür zur Hälfte geöffnet und habe „wer ist da?“ geschrien. In sein Rufen hinein sei dann ein Schuss gekracht. Ihr Mann habe die Küchentür noch schließen können und sei noch einige Male im Zimmer hin- und hergegangen, bevor er gestorben sei.

In einem vorherigen Schreiben vom 12. Februar 1857 hatte sie ihren Schwager Ludwig Letsch erneut nach dem Rest der Erbschaft für ihre Tochter Karoline gefragt. Um diese zu erlangen, hatte sie 1853 eine Lebensbestätigung ihrer Tochter versandt.¹¹⁵ Ihr Brief vermittelt auch, dass Juliana mit ihrer zweiten Ehe nicht das große Glück gezogen zu haben schien, denn sie bat ihren Schwager, seinen Antwortbrief nicht an ihren Mann zu adressieren, damit dieser „nichts gewahr“ werde. Vielmehr solle das Schreiben an den Maurergesellen Joseph Menz in Dolowa geschickt werden.¹¹⁶

Doch aus der PflEGSCHAFTSRECHNUNG geht hervor, dass Ludwig Letsch nicht gewillt war, dem Erbenspruch seiner Schwägerin nachzukommen, denn der Schultheiß habe ihm versichert, dass Johann Georg Letsch weder förmlich ausgewandert sei, noch läge ein Bürgerrechtsverzicht oder eine Erlaubnis vor, sich im Ausland verheiraten zu dürfen. Aber das Gerichtsnotariat Balingen kam zu einem anderen Ergebnis.¹¹⁷ So wurden gemäß Vermerk vom 12. Februar 1861 nach Abzug kleinerer Gebühren 179 Gulden an das Serbisch Banater Grenzregiment zur Auszahlung an die Witwe übermittelt.

Conclusiones

Die Annäherung an die Lebenswelten von Akteurinnen und Akteuren bleibt ein zentrales Postulat historisch-anthropologischer Arbeiten. Wie aber können Alltagswirklichkeiten von MigrantInnen, des „gemeinen Mannes“, erst recht der „gemeinen Frau“ wenigstens fragmentarisch erfasst werden? Noch dazu in einer Gesellschaft der Konsolidierung, Transformation und Adaption an fremde Normen- und Wertesysteme? Dieser Zugang zum *homo migrans* fällt nicht leicht. Lückenhafte, räumlich über verschiedene Länder und zahlreiche Archive zerstreute, nicht selten wenig aussagekräftige Quellen unterschiedlicher Provenienz und Sprachen erschweren dies.

Die historisch-anthropologische Annäherung an einzelne Kolonisten erfolgte im Wissen, dass aufgrund der Quellenlage Vieles unausgesprochen im Dunkeln bleiben muss. Gerade deshalb boten sich für eine solche Untersuchung unterschiedliche Aktengattungen an, die

114 Ebd.

115 Ebd., Lebensbestätigung für Karoline (Caroline) Letsch, ausgestellt durch Pfarrer Philipp Polz aus Mramorak, 22.3.1853.

116 Ebd., Brief von Juliana Brodt, verwitwete Letsch, an Ludwig Letsch, 12.2.1857.

117 Ebd., Notiz in der PflEGSCHAFTSRECHNUNG, o. fol., 12.2.1861.

sich ergänzen. Akten der Freiwilligen Gerichtsbarkeit, aber auch andere gerichtliche Akten beleuchten fast immer nur kleine Zeitfenster im Leben der Akteurinnen und Akteure. Diese müssen zudem quellenkritisch hinterfragt werden. Die familiären Konstellationen sind aus solchen Akten in der Regel nicht ersichtlich. Daher bieten sich komplementäre genealogische Quellen, Kirchenregister und Familienbücher, an. Diese genealogischen Ressourcen erweitern die Informationsbasis, machen Familiensysteme bis zu einem gewissen Grad transparent und geben Hinweise für Überlebensstrategien. Erst die sich gegenseitig kumulierenden Informationsstränge entreißen Lebensabschnitte der Akteurinnen und Akteure dem Verborgenen. Dadurch wird quantitativen Quellen über Migrationen auf der Makroebene Leben eingehaucht. Dabei sind die Fallbeispiele nur begrenzt repräsentativ, weil spektakuläre Fälle eher Akten produzierten und weil die Überlieferung unterschiedlicher Quellengattungen über eine Person oft zufällig ist. Die herangezogenen Quellen lassen auch die Hoffnungen, die Aufbruchsstimmung, den Willen zur Neuorientierung der Siedler durchschimmern, um mitunter wenig erbaulichen sozioökonomischen oder familiären Konstellationen zu entfliehen. Sie illustrieren den zähen Willen zum Erfolg, aber ebenso das Zerbrechen einer unrealistisch anmutenden „Paradies-Metaphorik“. Immer dient(e) jedoch das anvisierte „leichtere“ Leben in den Ansiedlungsgebieten der Rechtfertigung für den Entschluss zum Aufbruch – ein Narrativ und Erklärungsmuster, das geradezu charakteristisch bei Migrationsvorgängen ist.

Obwohl einzelne Akteurinnen und Akteure im Mittelpunkt stehen, bedurfte es der Einbettung der Fallbeispiele in den historisch-sozioökonomischen Kontext sowie in die historisch-demographischen Rahmenbedingungen der Ansiedlungszeit. In allen herangezogenen Fallbeispielen konnte der oft dürre Informationstorso der gerichtlichen Akten über einzelne Personen durch genealogische Ressourcen erweitert werden. Dabei stehen die oft komplexen Stieffamiliensysteme in der Ansiedlungszeit fast aller Protagonisten ins Auge. Die baldige Wiederverheiratung der Verwitweten war ein wirtschaftliches und rechtliches Postulat, um die Bauernwirtschaft halten und weiterführen zu können. Im Falle von Johann Georg Letsch erläutern erst die genealogischen Akten hinlänglich, weshalb er seiner Heimat den Rücken gekehrt hat. Dies, obwohl aus seiner Feder und von seiner ersten Frau Briefe in die alte Heimat aus einem Zeitraum von knapp 20 Jahren vorliegen. Und das Leid der Witwe des Attentäters Josef Ferger, Maria Anna, geb. Wunderlich, wird erst durch das Informationspotential der genealogischen Quellen einigermaßen fassbar. Ebenso jenes von Jakob Frick und seiner Familie, von der nur zwei Mädchen im Zielgebiet im Banat überlebten. Sie stehen für tausende von Migrant*innen, deren imaginierten Sehnsuchtsräume aufgrund der demographischen Krise der ersten Jahre in den Ansiedlungsgebieten zerbrochen sind. Insgesamt vermitteln die Akteurinnen und Akteure ein Postulat der Mikrogeschichte, nämlich im Kleinen das Große zu suchen, indem das Migrationsgeschehen „von unten“ beleuchtet wird.